

Vergißeinnicht 1909

7 (1909)

Vergißmennicht

Illustrierte Zeitschrift der
Trappisten-Mission, Mariannhill, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papsl Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen
sind zu richten an:
Frater Edmund Küpper O. C. R.



Vertretung der Mission Mariannhill
in Köln a. Rh., Salzmagazin 40.

27. Jahrgang.
Nr. 7.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1,50,
direkt ranke zu-
gesandt oder von
unsern Beförderern
bezogen.

Uebersetzungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.
Probenummern
gratis.

Wer die Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk u. Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmennicht
gehen am ein-
fachsten an dem
Abschnitt der
Zahlkarte oder
Postanweisung.

Postcheck-Konto
Nürnberg Nr. 194.



Köln a. Rh.
Juli 1909.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmennicht
werden an allen
Orten gesucht.

Für die Abonnenten
des Vergißmennicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Abteikirche zu
Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.

P. Innocenz auf dem Ritt in die Mission.

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Abteikirche zu Mariannhill zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Heimweh.

War es nicht die heil'ge Sehnsucht,
Wenn ich einsam draußen ging,
Wenn auf Wiesen und im Felde
Gottes Hauch mich leis umsing.

Und wenn ich im Abenddämmern
Heimwärts lenkend meinen Schritt
Zu des Himmels Sternenblumen
Aufsah, ging die Sehnsucht mit.

Monde flogen — Dant dir Vater,
Längst schon trag' ich dein Gewand.
Und so ich nun alt geworden
Such' ich weinend deine Hand.

Denn ein Sehnen ist geblieben
Und mein Herz will noch mehr Lieb
Und mein Heimweh, ach dies Heimweh . . .
Guter Vater, komm und gib.

Die Witwenfahne.

Während in Europa die Sitte es übernommen hat, mit dem üblichen Trauerjahr die Zeit des äußeren Schmerzes zu bemessen, mit dem die Witwe den verstorbenen Mann betrauert, machen die Stämme des französischen Kongogebietes nicht die Zeit, sondern den Wind zum Richter ihres Leides. Wenn der Gatte stirbt, hißt die Frau vor ihrem Hause eine Fahne an einer langen Stange. Solange der Stoff der Flagge intakt bleibt, darf sie sich nicht verheiraten. In dem Augenblick aber, da der Wind oder der Sturm und Witterungseinflüsse das Tuch ein wenig zerfasert, gewinnt sie das Recht, einem anderen Manne die Hand zum neuen Bund zu reichen. Für die Eingeborenen gibt sich in dem Schicksal der Fahne der Wille der Götter kund und nie hat man es erlebt, daß eine allzu Verliebte es gewagt hätte, der natürlichen Zerstörung der Fahne nachzuhelfen. Furchtbare Strafen wären ihr Los. Nicht selten fügt es das Schicksal, daß ein irischer Sturmwind bereits in der ersten Trauernacht die neue Fahne zerfetzt; dann ist's der Götter Wille, daß sie, ohne dem Toten nachzutrauern, über ihre Zukunft entscheidet. Andere dagegen finden im Wind und im Sturme keine Bundesgenossen und müssen oft jahrelang „trauern“, ehe die Fahne den ersten Riß zeigt.

Unsere Kafferkapelle.

§ Unsere Leser haben wohl schon eine Zigeunerkapelle oder auch von den Bremer Stadtmusikanten gehört. Wenn das Kind nur einen fremden Namen hat, dann ist es gewiß ein Wunderkind. Nun, in diesen Zeilen ist von einer leibhaftigen Kafferkapelle die Rede, wenigstens bilden trauköpfige Kafferbuben das größte Kontingent derselben. Es ist schon einige Zeit her, als wir im Vergißmeinnicht um alte Instrumente baten. Der Bitttruf fand Widerhall in den alten Trompeten, Pässen und Pauken, die hier und dort auf staubigen Dachböden und in Kumpellkammern zu einem poesielosen Stilleben verurteilt waren, und als ihre alten Besitzer mit den Füßen daran stießen und sie ans Tageslicht zogen, da murrte, brummte und stöhnte es in den rostigen Gefellen, als ob sie aus langem Traum erwachten; sie erinnerten sich ihrer glanzpolierten Jugendzeit, sie schüttelten so gut es ging, sich den Rost etwas vom Leibe und machten sich auf die Reise nach Südafrika. Da sammelten sich nun in Mariannhill die alten Veteranen aus allen Gegenden Deutschlands und Oesterreichs auf einen Haufen, so gut oder schlecht ihre verschiedenen Tonarten auch

zusammen passen mochten. Da gibt es MB- und SB-Instrumente, F-Baß und B-Baß, C, B und E-Klarinetten; auch ein Dudelsack brummt dazwischen. Es wäre aber zwecks besserer Stimmung für uns wünschenswert, daß wir mehr MB-Instrumente hätten, da die Knaben den Ton der anderen Instrumente nicht so leicht kontrollieren können. Vielleicht hat manch pensionierter Musiktante von der blauen Donau oder vom Rhein, Main oder Neckar, oder wo sonst in schönen deutschen Gauen der edlen Musika gepflegt wird, in irgend einer Ecke MB-Instrumente nutzlos herumliegen. Sollten dieselben auch im Kampf ums Dasein einige Beulen davongetragen haben oder etwas rostig vor Alter geworden sein — sie sind willkommen, und unsere schwarzen Buben greifen darnach.

Von kleinen Anfängen ist unsere Kapelle seit einem halben Jahre zu etwa 45 Köpfen angewachsen; 25 gehören der eigentlichen Musikbande an, 20 dem Trommetkorps. Märsche, Lieder und Hymnen werden jetzt schon mit ziemlicher Fertigkeit gespielt. Als vor ein paar Monaten Lord Selborne, der damalige Vizekönig von Südafrika in Mariannhill auf Besuch war, da mußten unsere Schulbuben an der Klosterpforte beim Empfang vor ihm aufspielen. Spielten sie auch nicht wie eine Militärkapelle, so war der Fall doch ein Unikum, es war die erste Kafferkapelle. Wird jetzt ein Schulbube begraben, so geben seine Mitschüler unter den Klängen eines Trauermarsches ihm das letzte Geleite. Auf dem Heimwege blasen die Trompeten dann: „Ich hatt' einen Kameraden“, sie schmettern es so laut, weil sie gewohnten Heimatklängen ihre Stimme leihen. Alles das ist nun kein überflüssiger Luxus; denn wie nach der griechischen Sage Orpheus' Leier die Tore der Unterwelt öffnete, so schließt auch dem Kaffer, diesem Naturkinde die Musik ein unbekanntes Reich auf — eine Welt, die nichts gemein hat mit der äußeren Sinnenwelt, die ihn sonst umgibt, und in die der Kaffer so arg, ach so arg und so leicht nach der verführerischen Seite hin versinkt. Aber die Musik weckt auch in ihm ein Sehnen wie nach dem verlorenen Paradiese, eine Ahnung nach dem Unendlichen. Liebe und Behmut ertönen in holden Stimmen. Freilich bedarf es zur Erzielung dieser edleren Wirkungen auf das Gemüt noch vieler Übung und Mäßigung. Vorerst möchten unsere kleinen pausbäckigen Bläser an Augenkraft es jenem verheerten Keel im Kindermärchen nachmachen, der sechs Windmühlen durch den Hauch seines Mundes in Bewegung setzte, und wenn in solch löblichem Bestreben das ganze Ungewitter von Pauken, Trommeln, Becken, Posannan, Trompeten und Hörnern wie eine Hermannsschlacht losbricht, so schwelgt

das Herz in Seligkeit, und es fährt unseren Buben und Mädels nach Regierart so in die Glieder, daß sie hüpfen und springen müssen.

Unsere Buben lernen verhältnismäßig rasch ihre

Instrumente handhaben, namentlich wenn sie bereits anderwärts, z. B. im Orgelspiel musikalisch sich geübt haben. So erhielt z. B. unser Georg Gwala kurz vor Weihnachten seine Klarinette.

Zwei Tage später spielte er bereits:

„Heilige Nacht etc.“

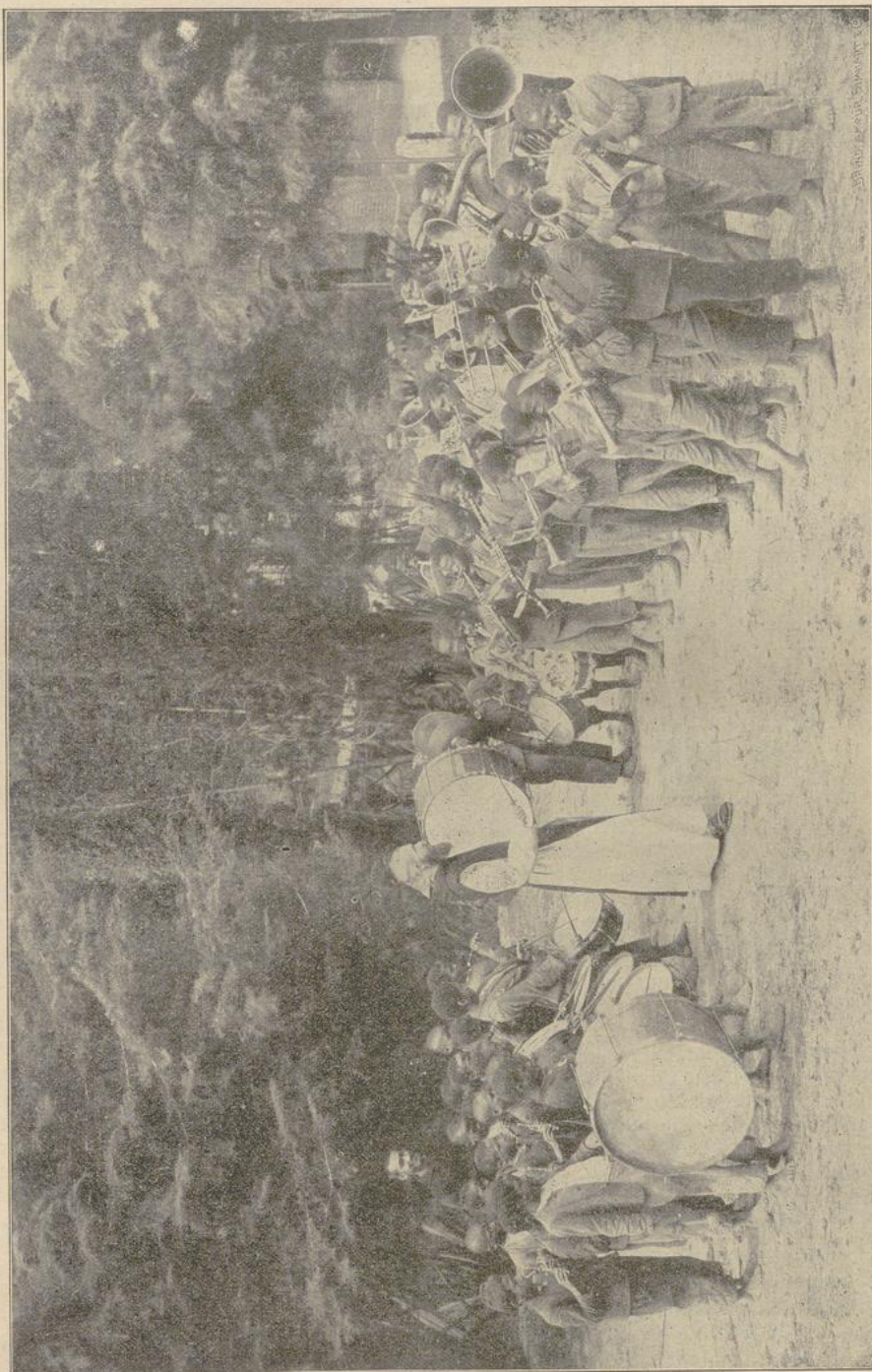
Manche Buben haben außergewöhnliches Talent, z. B. unser John Paris, der seine Trompete ebenso meistert, wie seine Rollen in den kleinen dramatischen Aufführungen, sei es nun, daß er als schneidiger Kapitän, oder kleines Teufelchen, oder auch als Schlemil vom Leder zieht, welche letztere Rolle er den Rappstadter Juden abgelauscht hat. Pos-

sautenbläser ist unser Henry Mtwa, seit 8 Jahren schwarzer Lehrer bei uns. Ein Protestant von Basutoland, der aus Johannesburg hierhergekommen ist, um katholisch zu werden und das ehrsame Steinhauerhandwerk zu erlernen, bläst den großen Baß. Georg Zwala, ein pausbackiges Kafferbüßchen, schmettert obgleich erst 9 Jahre alt, schon kräftig in die Trompete. Wenn er auf seinem Instrumente übt, so pflegt er sich hinter eine Hecke oder auf einen einsamen Pfad zu schleichen, damit ihn ja niemand stümpfern höre, so

lange er sein Stück noch nicht fix herunterbläst. Diese Methode befolgen viele Knaben; andere wie die Klarinettenbläser üben im Gebüsch.

Wenn nun auch die meisten unserer angehenden Musikanten Kafferbuben sind, so rekrutiert sich doch

die Minderheit aus allen Weltgegenden. Da steht der freiheitsliebende Basuto neben dem lustigen Capeboy, der echte stolze Zulu neben dem eingewanderten leutjamen indischen Kuli. Ein Franzosenabkömmling von



Die Kafferkapelle in Mariannhill, rechts die Musikbände, links die Trommler und Pfeifer.

der Insel Mauritius konkurriert mit einem Bastardportugiesen und der waschechte Sohn eines Kaffershauptlings mit einem geriebenen Transvaalmischling aus Johannesburg. Dieses Völkergemisch ist in Mariannhill ebenso zusammengewandert wie die Zu-

strumente, die gespielt werden, aus allen deutschen Gauen. Alle diese so verschieden gearteten Elemente sind nun von unserem rührigen Kapellmeister P. Thomas, einem Deutsch-Amerikaner, zu einem einheitlichen Ensemble zusammengeschweisst worden, dessen jugendliche Mitglieder nun ihre künstlerischen Schwingen entfalten sollen. Kurz ein guter Anfang ist gemacht.

Unsere Wohltäter bitten wir nun, nach alten Instrumenten aller Sorten zu fahnden und an unsere Prokuratur nach Würzburg, Reibeltsgasse 10 zu senden. Zweifellos gibt die musikalische Betätigung unserer Buben unserer Mission auch Ansehen bei den alten ehrwürdigen Kasserweißbärten und bringt den Schulen Zuwachs, denn die Heiden werden von solch äußeren Dingen stark beeinflusst. Nicht zu unterschätzen ist endlich, daß, wenn die Buben in ihrer freien Zeit mit Lust und Liebe musikalischer Ausbildung obliegen, sie von manchen schlimmen Dingen in den so gefährlichen Jugendjahren abgelenkt werden.

Wir staten nun zum Schluß unseren Wohltätern für alles, was sie schon getan haben und zum voraus für das, was sie noch tun werden in unserem und in unserer Zöglinge Namen aufrichtigen und herzlichen Dank ab, auch all denen, die uns Partituren von Liedern, leichtem Ouverturen und Trauermärschen und besonders von Prozessionsmärschen für Fronleichnam zukommen lassen.

Ich habe eine Speise zu essen, die ihr nicht kennet.

Von Rev. P. Erasmus Hörner.

St. Michael. — Mitte Sept. v. J. besuchte ich meiner Gewohnheit gemäß die Neubefehrten in Springvale. Ich pflege bei diesem Anlaß dort Beichte zu hören und die hl. Kommunion zu spenden, lese am Morgen die hl. Messe und erteile darnach christlichen Unterricht. Aus diesem Grunde treffe ich immer schon am Vorabende in Springvale ein und übernachtete in dem Hause einer braven christlichen Familie. Der Name des Hausvaters ist Quadratus; er hat seine Mutter und Geschwister bei sich, alle sind schon getauft.

Während ich mich nun mit den guten Leuten am Abend etwas unterhielt, bemerkte ich neben der Feuerstelle eine ganz in Decken eingehüllte Gestalt, die einer Mumie nicht unähnlich sah. Auf die Frage, wer das wäre, erwiderte die Mutter, das sei ihr armer Sohn „Kehlana“, der Bruder des Quadratus. Er sei schon längere Zeit bedenklich krank, und es werde mit ihm von Tag zu Tag schlimmer; seit 3—4 Tagen habe er nicht das Geringste mehr genossen. Sie bat mich, ihn doch zu taufen, da man allgemein befürchte, er möchte eines Tages schnell ohne die hl. Taufe dahinsterven.

Erstaunt fragte ich, wie es denn komme, daß Kehlana allein noch nicht getauft sei, da doch alle übrigen aus der Familie bereits Christen wären? Da sagte man mir, Kehlana habe seither die Schule zu St. Michael besucht, schon als kleiner Junge, kurz nach Eröffnung der dortigen Boardingschule, sei er daselbst eingetreten, habe auch manches Jährchen dort zugebracht, sei aber nie zur hl. Taufe gekommen, denn er habe einen so harten, dicken Kopf, daß fast nichts in ihn hineingehen und noch weniger darin bleiben

wolle. Zuletzt habe man ihn als geisteschwach erklärt und ihn seine Wege gehen lassen.

Das alles weckte mein Interesse für den armen Burschen in hohem Grade. Ich fragte weiter, ob er von Kindheit an immer so gewesen sei? Die Antwort war: „Nein! Im Gegenteil, Kehlana war früher ein ungemein frischer und gewerkter Knabe. Einmal übte er sich mit einem andern Jungen im Ukulwa (Stockfechten); er parierte einen Hieb schlecht, und der Stoß des Gegners traf ihn mit solcher Wucht, daß er sofort umsank und längere Zeit bewußtlos liegen blieb. Nachdem er sich wieder erholt hatte, klagte er über heftige Kopfschmerzen und war von da an immer leidend. All seine Frische und Lebendigkeit war dahin, er wurde leutscheu, saß bald da, bald dort an einem stillen, einsamen Ort und stierte verständnislos ins Blaue. Der vorher so hoffnungsvolle Knabe war nun ein armer Idiot und rein zu nichts mehr zu gebrauchen. Mitunter suchte er Arbeit bei einem Farmer, wurde aber wegen seines ungeschickten Wesens regelmäßig schon nach kurzer Zeit als isilima (Schwachkopf) wieder fortgeschickt.

So trieb er sich abwechselnd bald da, bald dort herum. Heute war er im elterlichen Kraal, morgen bei Verwandten, dann wieder bei einem Freunde oder bei guten Bekannten u. s. f. Er tat niemand was zuleide und war bezüglich der Kost äußerst genügsam; manchen Tag aß er gar nichts. Man schrieb das seinem leidenden Zustand und seiner Stumpfsinnigkeit zu, und drang nicht weiter in ihn. Er war offenbar ein armer, geschlagener Mensch, und jedermann mußte Erbarmen und Mitleid mit ihm haben. Er selbst fand sich allmählich recht gut in seine Lage hinein. Er brauchte nichts zu arbeiten, konnte herumlungern, wo er wollte, hatte dabei sein gutes Auskommen und den stillen, ungestörten Frieden. Wohl wollte es der leidige Zufall, daß sich die Hühnerställe immer mehr lichtetten, wo er gerade war, und daß fast kein Ei mehr zu finden war, doch das war leicht erklärlich; da gab es Schlangen, Kagen, Wieseln und Kaimans genug, die alles unsicher machten; auf den harmlosen, im Essen so sehr genügsamen Idioten fiel kein Verdacht.

Heute nun führte mich das Schicksal zum erstenmal mit ihm zusammen. Da lag er regungslos am Boden und hatte die Decke über den Kopf gezogen. Es drängte mich, den Patienten einmal näher anzusehen. Ich trat also hinzu, rüttelte ihn ein wenig, zog ihm die Decke vom Gesicht und richtete ihn auf. Der arme Junge machte ein unsagbar dummes und trauriges Gesicht; doch als ich mit ihm zu reden begann, glaubte ich, doch in seinen Augen zuweilen ein eigentümliches Leuchten, und um seine Mundwinkel ein Zucken zu bemerken, als sähe ihn trotz allem und allem doch der Schalk im Nacken. Ich prüfte ihn auf seine religiösen Kenntnisse und fand, daß er alles zur Taufe Notwendige und noch etwas darüber wußte. Wohl waren seine Antworten oft etwas unklar und verworren, allein zuletzt kam er doch auf das Richtige; er wußte von Gott und den drei göttlichen Personen, von Jesus Christus, von Himmel und Hölle und kannte den Unterschied von Gut und Böse. Daß er selbst trotz seiner 24 bis 26 Jahre nie die geringste Sünde begangen hatte, verschlug nichts, denn in diesem Stück sind alle Rassen rein und makellos; nur das eine gab er schließlich zu, daß er Sünden habe, die er bereuen müsse. Doch wußte er keine einzelne namhaft zu machen. Zuletzt bat er mich mit aufgehobenen Händen um die heilige Taufe. Ach, er war

so krank, hatte schon seit drei Tagen nicht mehr das Geringste gegessen. . . . und wenn er nun ohne Taufe hinwegsterben müßte! — Mutter, Brüder und Schwestern stimmten in seine Bitte mit ein, alles bestürmte mich, den armen Kranken doch schleunigst zu taufen. Ich aber wollte mir die Sache noch etwas überlegen und versprach, morgen früh den Bescheid zu geben.

Hierauf verließ ich die Hütte, bat Bruder Marianus, der mich begleitet hatte, den Kranken noch weiter zu unterrichten und begab mich sodann in die runde Hütte, die vorläufig zugleich als Kottapelle dienen mußte. Inzwischen hatte unser schwarzer Knecht schon zwei Strohsäcke herbeigeschleppt und je zwei Decken darüber gebreitet. Damit war unser Nachtlager fertig. Bruder Marianus kam nach einem halben

Jammergestalt kauert er am Boden und hat noch immer nichts gegessen. Nochmals legt alles Fürbitte für ihn ein, ich möchte doch den armen, sterbenden Kranken Menschen taufen; wer weiß, ob ich ihn bei meinem nächsten Besuch nochmals lebend treffen werde, jetzt aber sei ich da und könne ihm helfen. Ich ließ mich rühren und versprach, ihn sogleich nach der hl. Messe und dem darauffolgenden Unterricht zu taufen. Dann ging ich wieder in meinen „Dom“, um verschiedene Beichten zu hören.

Gegen 10 Uhr war alles: hl. Messe, Kommunion, Predigt usw. fertig; es mochten etwa 45 Personen (meist Christen) dem Gottesdienst beigewohnt haben. Nun folgte die Taufe des Kehlans. Zu meinem Erstaunen stand er auf, kam, ohne daß ihn jemand zu halten oder zu führen brauchte, in die Kapelle her-



Christliche Kinder vor der Hütte bei der Mahlzeit.

Stündchen zurück, wir nahmen einen kleinen Imbiß, beteten unser Abendgebet und warfen uns dann in Morpheus Arme. Es schlief sich in der armen Hütte nach den Anstrengungen des ganzen Tages vortrefflich.

Als echte Trappisten waren wir am nächsten Morgen bald wieder auf den Beinen und beteten unser Brevier. Dann wurden von dienstbaren Geistern rasch die Decken und Strohsäcke hinausgeschafft, und unsere arme Strohütte verwandelte sich im Handumdrehen in eine für die hiesigen Verhältnisse ganz anständige Kapelle. Ein kleiner Tisch wird an die Wand gerückt, darauf wird ein Altarstein gelegt, über das Ganze kommen die erforderlichen Altardecken; rückwärts ist ein tabernakelähnlicher Aufsatz, darauf kommt ein Kreuzifix zu stehen, rechts und links davon zwei Leuchter mit Kerzen, zum Schmuck noch ein paar künstliche Blumensträuße und einige Bilder — und die Kathedrale von Springvale ist fertig! —

Nun noch ein Blick nach meinem Kranken. Der sieht heute noch elender her als gestern, als eine wahre

über und hielt sich überhaupt die ganze lange Zeremonie hindurch recht tapfer. Da am genannten Tage (16. September) gerade das Fest des hl. Kornelius war, taufte ich meinen guten Täufling auf diesen Namen. War er auch gerade kein Hauptmann, so war er doch ein Heide, und ich bin überzeugt, daß der große Heilige im Himmel seinen neuen Schützling auf Erden in Gnaden angenommen. Unser Kornelius lebte neu auf, zeigte die fröhlichste Festtagsstimmung und bedankte sich zum Schluß herzlich für die hl. Taufe. Eine Stunde später nahm ich Abschied und ritt wieder meiner Missionsstation zu. Das war also, wie gesagt, am 16. September 1908.

Acht Tage später, wer kommt da über die Berge, durch den Fluß, den Hügel herauf zu uns auf die Missionsstation nach St. Michael? Kornelius ist es, der noch nicht gestorben, und der allem Anscheine nach damit noch lange warten wird! Ja, er ist es leidhaftig; er schreiet auf mich zu und erklärt: „Hier bin ich! Ich bin jetzt Christ, von dir eigenhändig

getauft und gehöre nun ganz dir! Hier bleibe ich, um weiter zu lernen!" — Da hast du nun die Bescherung!

Alles Argumentieren und Doktrinieren half da nichts; Kornelius war nun einmal da und blieb da, und mit ihm vereinigten sich Mutter, Brüder, Schwestern und Anverwandte und überboten sich förmlich in Lobeserhebungen auf meine Güte, Liebe und Vaterhuld. Ich sei so gut gegen ihren Sohn und Bruder gewesen und habe ihn zum Kinde Gottes gemacht, und Kornelius seinerseits hänge nun mit solcher Liebe und solchem Vertrauen an mir, daß sie ihn einfach nicht mehr länger zu Hause hätten halten können. Trotz ihres Sträubens sei er fort, um bei mir im Umuzi (der Missionsstation) zu wohnen und den geliebten Baba immer vor Augen zu haben... Kurz, des Dankes und Lobes war kein Ende. Ich machte gute Miene zum bösen Spiel, denn ich kannte meine Pappenheimer.

Woche um Woche verstrich. Kornelius hielt sich wacker. Allerdings übte man auch große Nachsicht gegen ihn, war er doch ein armer, schwach sinniger Junge und oben drein immer leidend und kränklich. Auch hier auf der Station aß er mitunter tagelang fast gar nichts. Man wunderte sich nur, wie er das aushalten konnte. Den Kindern gab der bibelfundige Mann zuweilen die rätselhafte Andeutung: „Nginkudhla okumnandi eningakwaziyo niva, ich habe eine feine Speise, die ihr nicht kennet.“ Was meinte

er wohl damit? Aus ihm selbst war nichts weiteres herauszubringen. Er hielt sich auch in allem sehr zurück und war am liebsten allein, denn er genügte sich selbst; höchstens daß er manchmal mit einem kleinen Jungen spurlos verschwand, besonders, wenn es gerade zur Arbeit ging. Dies setzte zuerst leichten und später ernstlichen Tadel ab. Er solle die Jungen in Ruhe lassen, hieß es, und mit den anderen zur Arbeit gehen; könne er auch wegen seiner Schwäche nicht viel tun, so sei es doch besser, mit den übrigen zu gehen, als einsam herumzulungern. Das war ihm nun eine harte Buße, doch er fügte sich.

Kurz vor Weihnachten 1908 wurde in unsern Hühnerställe eingebrochen. Das Drahtgitter war durch-

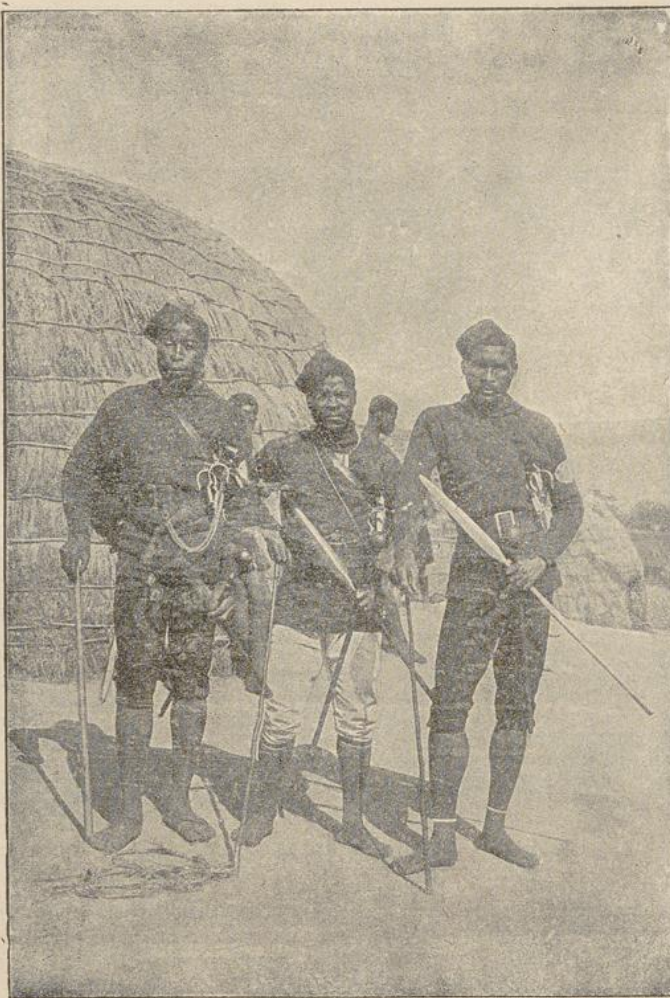
geschnitten, der Dieb war offenbar durch die Deissung getrocknet und hatte gerade einige der besten und fettesten Hühner mit sich genommen. Da gab's nun am nächsten Morgen Jammer und Klage! Die mit der Hühnerzucht betraute Schwester klagte ihr Leid dem Bruder Schaffner, dieser meldete es mir. Wie eilten an den Ort des Frevels, um persönlich alles in Augenschein zu nehmen. Die allgemeine Ansicht war: Das kann nur ein mit den Lokalverhältnissen genau Vertrauter gewesen sein; vielleicht einer unserer

schwarzen Arbeiter oder ein ehemaliger entlaufener Schuljunge. Doch es blieb beim bloßen Raten und Vermuten, eine Gewißheit gab es nicht.

Seit der Zeit machte Br. Medard, unser Schaffner, nachts öfters die Runde um die Station, um den etwa wiederkehrenden Dieb zu erwischen. Ich selbst schaute ebenfalls zuweilen nach, doch es war alles mäusehinstill. —

Vier Tage später kommt die Schwester neuerdings mit der Hiobspost: „Es wurde schon wieder im Stalle eingebrochen und eine Anzahl Hühner gestohlen! Abermals war das Drahtgitter zerschnitten, und es stieg in uns die Vermutung auf, der Dieb müsse noch einen Kompagnon haben, denn allein konnte er mit seinen Hühnerdiebstählen so schnell und leise doch nicht fertig werden. Nun machten auch wir Ernst; wir mußten der Sache um jeden Preis auf die Spur kommen!

Bruder Medard und Bruder Marianus schafften nach Einbruch der Nacht still und unangesehen einen Stuhl, ein paar Decken, Stricke und Stecken ins Hühnerhaus, schlossen sich gegen 9 Uhr daselbst ein und hielten in den beiden Ecken Wache. Richtig, zwischen 10 und 11 Uhr Nachts wird etwas hörbar: es nahen leise Schritte; der Mann ist jedenfalls barfuß... Unsere beiden Wächter horchen und lauschen mit angehaltenem Atem. Wie ihnen das Herz pocht und die Adern anschwellen! Die Spähertritte kommen näher und näher... Da: krach, krach — ein scharfes Instrument fährt über das Drahtgitter und schneidet es entzwei. Einen Augenblick später schlüpft eine schwarze Gestalt durchs Loch, eilt im Nu unter die Hühner-



Kaffernpolizei in Natal.

stangen und dreht mit geübter Hand, ehe man sich's versieht, zwei bis drei Hühnern den Hals um, ohne daß auch nur eines der Tiere einen Laut von sich gibt. Flugs wandert die Beute in eine vor der Tür stehende Kiste, — doch im gleichen Moment packen zwei, vier Hände den abgeheimten Dieb am Kragen und lassen ihn nicht mehr los. Der ist vor Schreck wie aus den Wolken gefallen, er rührt und biegt sich nicht, obschon es allmählich von rechts und links Püffe, Stöße und Schläge auf ihn regnet. Man führt den Schuldigen herauf zu mir, und da zeigt es sich nun, daß der alte, raffinierte Hühnerdieb kein anderer ist, als der schöne Kornelius, der stumpfsinnige Junge, der kaum auf fünf zählen und schon so lange vor lauter Schwäche und Elend fast nichts essen kann! — —

Da stand er nun vor mir der alternde Sünder, und zitterte wie ein Spinnenweb. Zeugnen konnte er nicht, denn man hatte ihn auf frischer Tat ertappt. Nun sollte er noch seinen Spießgesellen nennen, dem er die erwürgten Hühner hinausgereicht hatte und der mit einem Kistchen vor dem Hühnerstall gestanden. Nach einigem Zögern nannte er einen gewissen Pili-nini. Der kleine Schlingel hatte sich, als er merkte, daß man den Kornelius am Kragen habe, schleunigst aus dem Staube gemacht, war wieder dem Knabenschlafsaal zugeeilt und in sein Bett gekrochen. Ich gab Befehl, ihn sofort zu holen. Der aber schlief so fest, daß er kaum zu erwecken war! Doch es half alles nichts, er mußte heraus, und man führte ihn im Nachkostüm vor's Gericht. Eine Weile suchte er den Unschuldigen zu spielen, dann aber lenkte er ein und rückte nach, und nach mit der Wahrheit heraus. Bald wußte ich alles; das war mir für heute genug, die Entscheidung sollte morgen kommen.

Welch' ein Staunen bei unseren Schuljungen, als es ruchbar wurde, welch' seine Speise Kornelius zu essen hatte, sodaß er tagelang jede andere verschmähte. Für den Spott hatte er wahrlich nicht zu sorgen. Ich mußte schließlich dagegen einschreiten und den Kindern verbieten, in Zukunft darüber zu reden. Mein Strafmaß gegen die beiden Schuldigen fiel ziemlich gnädig aus, da sie aufrichtige Reue zeigten und Besserung versprachen. Bis jetzt haben sie sich auch gut gehalten, und wir wollen hoffen, daß der gute Wille anhält.

Heranbildung schwarzer Lehrer.

In katholischen Missionschriften wird vielfach auf die Notwendigkeit hingewiesen, auch in den Heidenländern einen einheimischen Klerus heranzubilden, da außerdem das Beteuerungs-werk weder allgemein durchgeführt, noch hinlänglich gewürdet werden könnte. Tatsächlich wurden auch schon verschiedene

Versuche hierin gemacht, und zwar in manchen Ländern, wie in China und Japan, mit recht erfreulichem Erfolge. Im allgemeinen aber muß man, zumal was die Negerrstämme anbelangt, sagen: wahre Berufe sind selten; und es ist nicht leicht, schwarze Knaben und Jünglinge zu finden, die, nicht nur was geistige Veranlagung, sondern namentlich was sittlichen Ernst und Charakterfestigkeit anbelangt, hinreichende Garantien bieten, daß sie auf die Dauer all' den vielen und großen Gefahren gewachsen sein werden, die im spätern



Das Wundertier. „Zeppelins Luftballon“.

Priester- und Missionsleben unausbleiblich an sie herantreten werden.

Viel leichter dagegen ist es, schwarze Lehrer heranzubilden. Die Anforderungen sind hier nicht so hoch; in wenigen Jahren hat er seine Vorstudien gemacht, später kann er heiraten, denn ihn bindet kein Zölibat, und sollte er mit der Zeit die Freude an seinem Berufe verlieren, so steht ihm manch' anderer Stand offen, was beim katholischen Priester alles nicht der Fall ist.

Schwarze Lehrer sind uns dringend notwendig. Von Jahr zu Jahr wächst die Zahl unserer Schulen; zu den bisherigen Missionsstationen kamen im letzten Jahre allein 4 bis 5 neue hinzu, und um die alten

Missionszentren bildet sich allmählich ein ganzer Ring größerer und kleinerer Außenposten, die, falls sie ihren Zweck erfüllen sollen, eigene Schulen haben müssen. Dazu kommt die Konkurrenz mit den vielen protestantischen Selten, die uns leider in diesem Stücke weit voraus sind. Die Protestanten haben für die schwarzen Lehramtskandidaten eine ganze Reihe, zum Teil recht bedeutender Bildungsanstalten, während hierin die Katholiken auf Mariannhill allein angewiesen sind. Allerdings sind sie etwa 50 Jahre länger im Land als wir und verfügen über bedeutende Geldmittel, aber auch ihre Energie und Schaffenskraft verdient volle Anerkennung. Sollen nun wir Katholiken in einer so überaus wichtigen Sache dauernd hinter den andern zurückstehen? Oder ist es nicht unsere heiligste Pflicht, auch unsererseits alles zu tun, was nur immer in unsern Kräften liegt?

Leider stoßen wir nun aber in der Ausführung unseres Planes auf mannigfache Schwierigkeiten. Ich will nicht reden von den Anforderungen, die in intellektueller Beziehung von den Lehramtskandidaten, auch den schwarzen, gefordert werden. Die englische Regierung geht hierin ziemlich weit, und man vergesse nicht, daß die Schüler in Südafrika neben der Muttersprache auch die englische vollständig beherrschen müssen. Auch die Prüfungen sind streng und nichts weniger als bloße Formalitäten. So bewarben sich z. B. bei der Lehrerprüfung, die im Dezember 1908 in zehn verschiedenen Zentren abgehalten wurden, 14 Aspiranten um das I Class Certificate; sechs bestanden das Examen, acht fielen durch. Beim II Class Certificate reüssierten von 58 nur 16, beim dritten von 165 bloß 57. Doch, wie gesagt, über diese Schwierigkeit hoffen wir hinwegzukommen. Mehr Sorge macht uns dagegen der Mangel an materiellen Mitteln.

Die Zeit für die Ausbildung der Lehramtskandidaten ist auf drei Jahre festgesetzt. Durchschnittlich haben sie pro Jahr, ohne Berechnung der Kleider, 8 Pfund Sterling (160 Mark), also im ganzen 480 Mark zu zahlen. Woher sollen aber die meisten dieses Geld nehmen? Die Eltern sind vielfach arm, zählen selbst noch zu den Neubekehrten oder sind gar noch Heiden und bringen deshalb einer höheren Ausbildung ihrer Kinder nur wenig Interesse entgegen. Anders bei den Protestanten; viele von ihnen sind schon Jahrzehnte lang Christen, besitzen hinreichende Mittel und bringen gern die nötigen materiellen Opfer, um ihren Kindern eine bessere Ausbildung zu sichern.

Noch mehr: für gewöhnlich gehen die taffrischen Burschen in die südafrikanischen Städte oder in die Goldfelder Transvaals und verdienen sich dort das nötige Geld, um später einen eigenen Herd zu gründen. Der Lehramtskandidat kann dies natürlich nicht, im Gegenteil, er hat statt Einnahmen nur Auslagen und ist daher in der Regel genötigt, während seiner Studienstudien Schulden zu machen. Bekommt er dann im günstigsten Fall mit 18 Jahren eine kleine Anstellung — früher wird er von der englischen Regierung nicht zugelassen — so ist sein Anfangsgehalt ein äußerst bescheidener; und dennoch soll er sich damit erhalten, seine Schulden bezahlen und obendrein für den Vater seiner künftigen Frau 10 bis 15 Ochsen verdienen, die, das Stück zum landesüblichen Preis von 8 Pfund Sterling (160 Mark) berechnet, einen Wert von 1600 bis 2400 Mark repräsentieren. Das ist für ihn einfach ein Ding der Unmöglichkeit, es sei denn, sein

eigener Vater liefere ihm wenigstens teilweise die sogenannten Lobola-Ochsen. Daß aber unter solchen Umständen sowohl die Eltern, wie die Knaben vom Lehrerstand wenig wissen wollen, liegt auf der Hand.

Findet sich nun unter den geehrten Lesern und Leserinnen des Vergißmeinnicht niemand, der hier helfend eingreifen wollte? Hier wäre in der Tat Gelegenheit, ein eminent katholisches Werk zu verrichten! Ein einziger frommer und tüchtiger Lehrer kann unglaublich viel Gutes stiften und mächtig beitragen zur Hebung des katholischen Glaubens und eines wahrhaft christlichen Lebens, zumal hier, in einem halb heidnischen, halb protestantischen Lande. . . . Vielleicht hat dich, geehrter Leser, der liebe Gott mit zeitlichen Gütern gesegnet, und du hast dich selbst schon manchmal gefragt, wie du dieselben auf wahrhaft gottgefällige Weise verwenden könntest. Siehe, hier bietet sich eine gar schöne Gelegenheit: Stifte einen Freiplatz für einen schwarzen Lehramtskandidaten (500 Mark würden genügen, fürs weitere wollten wir selber sorgen) und du kannst des reichsten Gottessegens sicher sein. Ja, die guten Folgen dieses deines Werkes werden noch fortleben, nachdem du längst das Zeitliche gesegnet.

Heiliger Joseph, dem einst der Sohn Gottes selbst zur Obhut anvertraut worden, erwecke uns hochherzige Wohltäter für unsere schwarzen Lehramtskandidaten!

Altheidnische Kafferngebräuche.

Geburt und erste Kindheit.

Es war an einem heißen, schwülen Sommertag, erzählt Dudley Kidd in seinem „Essential Kafir“, da kamen wir gegen 3 Uhr nachmittags bei einem Kaffernkraale an und sattelten ab. Die sonnige Landschaft war wie in einen leichten, blauen Schleier eingehüllt, und in der Luft lag der scharfe, lästige Geruch von einem Grasbrand. Wir legten unsern wackern Bajuto-Ponies Kniehalter an und ließen sie dann vor der Umzäunung des Kraals stehen. Hier konnten sie nach Belieben entweder das spärliche, sonnenverbrannte Gras abweiden, oder sich im Sande rollen; wir selbst aber nahen uns einer kleinen Gruppe schwarzer Männer, die im Schatten des Viehtraales saßen und ihr Bestes taten, die „Zeit totzuschlagen“.

Es waren in ihrer Art gar prächtige Burschen das. Ihre Gliedmaßen waren stark, voll und wohlgestaltet; dabei nahmen diese Schwarzen in ihrer natürlichen Ungeniethheit eine Positur ein, wie sie sich vielleicht ein Maler oder Bildhauer nicht besser hätte wünschen können. Der eine, ein ideal-schön gebauter Mann, lag nachlässig im Grase ausgestreckt und laute an einem Grashalm. Der zweite lag, einige Blätter Tabak kauend auf dem Rücken, das eine Knie war aufgestellt, während sein schwarzer Wollkopf auf den gekrümmten Armen ruhte. Der dritte saß, mit dem Rücken an den Viehtraal sich anlehnd, aufrecht da und schnitzte sich einen Knotenflod zurecht, an dem er offenbar schon seit einer Woche arbeitete. Das Ganze war das Bild süßen Nichtstuns oder geschäftigen Müßiggangs.

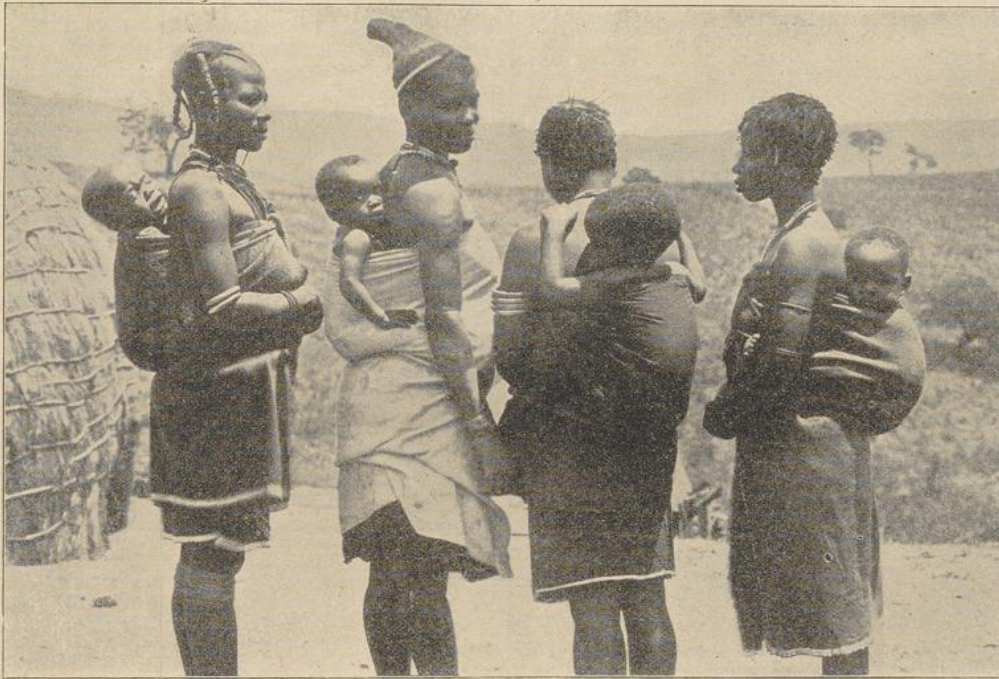
Da tauchte plötzlich in der Ferne ein Kaffer mit seinem Weibe auf. Man sah, wie sie auf dem schmalen, ermüdenden Pfade allmählich dem Kraale näher kamen. Nach Kaffernart marschierten sie hintereinander, das Weib ging voraus. In einem mächtigen Bündel trug sie ihren ganzen Haushalt auf dem Kopf: eine Schlafmatte, eine Wolldecke, einige Bündel Tabak und etliche

Schmucksachen. Oben auf dem Bündel lag ein großer, dreifüßiger Kessel; er repräsentierte ihre ganze Küche nebst Waschkraum. Mit einem eigenhändig geflochtenen Grasstrick waren auch noch einige Katabassen (Flaschen-türbisse) an dem Bündel befestigt. Hinter dem armen, schwerbeladenen Weibe schritt ihr Herr und Meister; ihn genierte kein Hindernis auf dem weiten Marsch, hatte er doch wegen der grimmigen Hitze sogar seine Wolldecke abgelegt. Uebrigens gehörte das zum guten Ton; etwas von dem Hausrat zu tragen, schickt sich für den Kaffern ebensowenig, wie wenn etwa auf dem Prater in Wien ein Mann von Stand sein Baby tragen würde.

Das Paar näherte sich unserem Kraal. Hier machten sie Halt und eröffneten sofort eine lebhafte

dringen durch wie die X-Strahlen, zumal wenn sie von einer Weiberzunge kommen. Ist so ein kaffrisches Mundwort einmal im Gang, dann fliegen diese Klicks und Schnalzer nur so umher. Ein aufständischer Nebellenhaufe, der mit Steinen und Ziegelstücken um sich wirft, ist das reinste Nichts gegen dieses lärmende Weibervolk. Nur gut, daß bloße Klicks keinem die Knochen entzweischlagen!

Man streitet viel darüber, woher denn diese eigentümlichen, so fremdklingenden Laute eigentlich kämen. Am meisten hat die Vermutung für sich, sie seien von den Buschmännern und Hottentotten erst in die Kaffersprache hineingetragen worden. Als die Kaffern vor Jahrhunderten mit diesen Stämmen feindlich zusammentrafen, machten sie alle Männer nieder, nur die



Kaffernfrauen ihre Kinder auf dem Rücken tragend

Distussion. Das Weib sprach mit großem Nachdruck und unter eifriger Gestikulation; der Mann begnügte sich, ein verdrossenes, mürrisches Gesicht zu machen. Nachdem der Handel abgemacht war, schloß sich der Mann den vor dem Viehtraal weilenden Männern an, seine Frau aber wurde von dem gesamten anwesenden Weibervolk im Triumph in die ansehnlichste der Kraalhütten geführt. Hier war alles voll Leben und Aufregung, draußen aber begnügte sich der Fremde den drei Männern mit ein paar trockenen Worten anzuzeigen, was ihn zu kurzer Einfuhr bewogen habe. Letztere antworteten mit gleichgültigem Grollen und setzten, sobald sich der Weiberlärm etwas gelegt hatte, ihr Lieblingsgespräch, das sich natürlich einzig und allein um das liebe „Vieh“ drehte, wieder fort.

Nach einer Weile ging es in der Weiberhütte wieder überaus lebhaft zu. Die Lehnwände eines Kaffernkraals lassen zwar von einer mäßig geführten Konversation nicht viel nach außen dringen. Am besten hört man immer noch die vielen in der Kaffersprache vorkommenden Klicks oder Schnalzlauten. Die

Weiber ließen sie am Leben und machten sie zu ihren Sklavinnen. Letztere nun hielten mit bekannter Zähigkeit an ihrer alten, von Klicks und Schnalzlauten förmlich wimmelnden Sprache fest und trugen sie allmählich auch aufs Kaffrische über. Es ist in hohem Grade auffallend, daß gerade solche kaffrische Wörter, welche einen Hauseinrichtungsgegenstand bezeichnen, voll von Klicksen sind. Eine weitere Tatsache ist, daß die Weiber alle diese Klicks äußerst scharf und präzise aussprechen, während die Männer viel gleichgültiger darüber hinweggehen. In manchem Männergespräch hört man die Klicks kaum, von einer Weiberzunge dagegen kommen sie mit explosiver Gewalt, und umso schärfer und lauter, je aufgeregter das Weib gerade ist. Das netteste Ding von der Welt aber ist, wenn kleine Kinder, die eben zu stammeln und zu radbrechen anfangen, diese Klicks gebrauchen. Das kommt so sanft und köstlich aus den kleinen Bausbaden, daß ich schon wiederholt eine Frage an sie stellte, auf die sie mit einem Klicks antworten mußten; und jedesmal habe ich mich darüber köstlich amüsiert.

Die Weiber, drinnen im Kraal, waren, wie gesagt, in großer Aufregung. Die Klischee surrten und schwirrten umher, daß man hätte glauben können, es komme ein Motorwagen dahergerast. Dann entstand eine kleine Pause, es folgten Ausrufe der Befriedigung, und kurz darauf ramte ein halbes Duzend Kaffernweiber beim Schlupfloch der Hütte heraus und teilte dem erstaunten Ehegatten in stürmischer Eile mit, daß ihn seine Frau soeben mit einem hübschen, kräftigen Mädchen beschenkt habe! — Dieser jedoch verstand es, die gezielte Ruhe zu bewahren und antwortete mit einem bloßen Grunzen. Dann wandte er sich an die anwesenden Männer und sprach sein Bedauern darüber aus, daß ihm die 10 bis 12 Ochsen, die er einst bei der Verheiratung des Mädchens erhalten werde, nicht ganz bleiben würden, denn er sei seinem Schwiegervater noch sieben Ochsen schuldig, weil er für sein Weib nicht die volle Brautgabe hätte entrichten können.

Kurz darauf ließ er sein Weib fragen, wie lange es wohl anstünde, bis sie ihre Reise fortsetzen könnte, denn die ganze Verzögerung war ihm lästig und peinlich im höchsten Grad. Man wartete noch auf die Antwort, siehe, da kam die gehorsame Ehefrau schon persönlich aus der Hütte heraus mit der Erklärung, sie könne sofort mit ihm gehen. Ihr Kind trug sie, in eine Decke eingewickelt, auf dem Rücken. Wir fragten sie, ob man ihr Kleinstes auch sehen dürfte. „Gewiß! gewiß!“ rief die entzückte Mutter aus und zeigte uns in stolzer Mutterfreude ihr kleines, hausbackenes Kind, das mit den zierlichen, drallen Händchen schon so munter umeinander griff, und mit den glänzend-schwarzen Augen so klug in die Welt schaute. Daß weiße Männer ihr Baby zu sehen verlangten, schmeichelte ihr ungemein, wir selbst aber hielten mit unseren Lobsprüchen auf den feinen, hoffnungsvollen Sproßling keineswegs zurück.

Es war also ein neuer Erdenbürger da; der mußte aber doch auch einen Namen haben. Wie sollte nun das Kind heißen? Die Kaffern richteten sich hierin vielfach nach den besonderen Umständen bei der Geburt. Behte z. B. damals gerade ein heftiger Wind, so bekommt das Kind vielleicht den Namen „Umoya“ (Wind). Wollten die Eltern gerade den Wohnplatz ändern, so heißt der neuangekommene Sproßling „u Citwa“; „u Makaleni“, wenn die Mutter bei der Niederkunft viel weinte. Mußte man um jene Zeit gerade die Hüttare bezahlen, so nennt man den Jungen etwa „u Mtelwa“ (ukutela = bezahlen). Ein hübsches, feines Töchterchen nennt die entzückte Mutter „u Tandose“ (ukutanda = lieben); lebte man dagegen gerade in Zwist und Hader, so verewigt das Mädchen dieses Ereignis durch den Namen „u Nozigameka“. Zuweilen nehmen die heidnischen Kaffern auch Namen von Europäern, doch passen sie dieselben ihrem Sprachidiom an. So kannte ich z. B. einen Knaben namens „Tschubela“. Er trug den sonderbaren Namen von dem berühmten Burengeneral „Doubert“, der gerade um jene Zeit Ladysmith belagerte.

In unserem Falle wollte die Mutter ihr Kind „Nobelungu“ nennen, weil bei seiner Geburt weiße Männer (abelungu) in der Nähe gewesen und es kurz darauf mit Staunen betrachtet hatten. Der Vater dagegen war anderer Ansicht; er dachte, wie oben bemerkt, nur an sein Vieh. Sieben Ochsen schuldete er noch für sein Weib; das Kind repräsentierte zwölf, also blieben ihm noch fünf. Voll von diesen Gedanken nahm er sein Töchterchen in beide Hände, erhob es

zum Himmel und rief aus: „Nonkomozami!“ („Mein Vieh!“) Damit war ihm sein Name definitiv gegeben. In alter Zeit war es dem Vater nicht gestattet, sein Kind zu sehen, bevor es einige Tage alt war; doch dieser Gebrauch stirbt allmählich aus.

Die glückliche Mutter erklärte sich, wie gesagt, als „marschfähig“, und somit setzten die „Drei“ ihre Reise fort. Offenbar war der neu Hinzugekommene der unruhigste und lärmendste von allen; die Folge war, daß das Weib mit ihrer Doppellast, dem Kinde auf dem Rücken, und dem mächtigen Bündel samt dem Kessel auf dem Kopfe, weit vorausgehen mußte. Der gestrenge Herr Papa wollte seine Ruhe haben.

Gegen Sonnenuntergang kam die Familie glücklich nach Haus. Am nächsten Morgen aber, kurz nach Sonnenaufgang, sah man die rüstige Mutter schon draußen auf dem Feld, mit Unkrauthacken beschäftigt. Ihr Kind hatte sie dabei, wie sich das bei einem Kaffernweib gar nicht anders denken läßt, auf dem Rücken gebunden. Ein Europäer hält das Gesagte vielleicht für unglaublich, dem Schwarzen aber ist dies die einfachste Sache von der Welt. Er ist eben ein Naturkind, bewegt sich in seinem einfachen Kostüm, welches dem unseres Stammvaters im Paradies sehr nahe kommt, stets in frischer Luft und erfreut sich ganz vorzüglicher Nerven. „Und wie die Alten sungen, so zwischern die Jungen.“ Nachts wird das Baby einfach auf eine Finsenmatte am harten Boden gelegt, und unter Tags findet es sein Bett, seine Wiege und sein Wägelchen auf dem Rücken der Mutter. Sie ergreift es einfach beim einen Arm, schnellst es mit Grazie auf ihren Rücken und bindet es mit einer Wolldecke fest. Dabei geht sie unbeirrt jeder Arbeit nach, sei es im Haus oder Feld, und auch der Kleine fühlt sich auf seinem Throniß bald heimisch und wohl. Anfangs hängt wohl sein Köpfchen recht schlaff und unbequem herunter, und wenn die Mutter gerade recht eifrig am Hacken ist, macht er unwillkürlich jede Bewegung mit und stößt ihr sein kleines Stumpfknäschchen beständig in den Rücken. Bald aber gewinnt er an Kraft, nimmt eine bessere Haltung ein und besieht sich von seinem hohen Standpunkt aus die weite Welt.

(Fortsetzung folgt)

Aus der Goldstadt Johannesburg.

Roboam Jobo, ein junger Mojuto, war längere Zeit Lehrer und Katechet in Gardenberg; später kam er nach Johannesburg und schrieb von dort an seinen ehemaligen Rektor (Rev. P. Bernard) in perfektem Englisch mehrere Briefe, die wir hier ihrem Hauptinhalte nach in Deutsch wiedergeben wollen, da sie uns manch' interessanten Einblick in die Verhältnisse der dortigen Schwarzen geben.

Johannesburg, 17. Mai 1908.

Hochwürdiger Vater!

Ich bin jetzt hier, in den Goldfeldern; allein es hält schwer, eine ordentliche Arbeit zu bekommen. Gegenwärtig obliegt mir die Reinhaltung der Schlafsäle; es sind deren 24, und bis alles Tag für Tag in Ordnung ist — einmal in der Woche muß auch der Fußboden geschneuert werden — habe ich Arbeit genug. Mein Gehalt ist 4 Pfund Sterling (80 Mark) im Monat.

Habe auch schon einige junge Burschen aus Natal hier gesehen, wie Manus, Anton Sonita, Joseph Mabasa und andere. Es geht ihnen ziemlich gut, doch

ich glaube, sie würden eine lohnende Arbeit in der Heimat vorziehen, denn es hält dahier schwer, an Sonntagen in eine Kirche zu kommen. Aus demselben Grunde, und auch um meiner Heimat näher zu sein, gedachte ich zu den Maristenbrüdern ins Basutoland zu gehen, sobald sie ihre Schule daselbst eröffnet haben. . . .

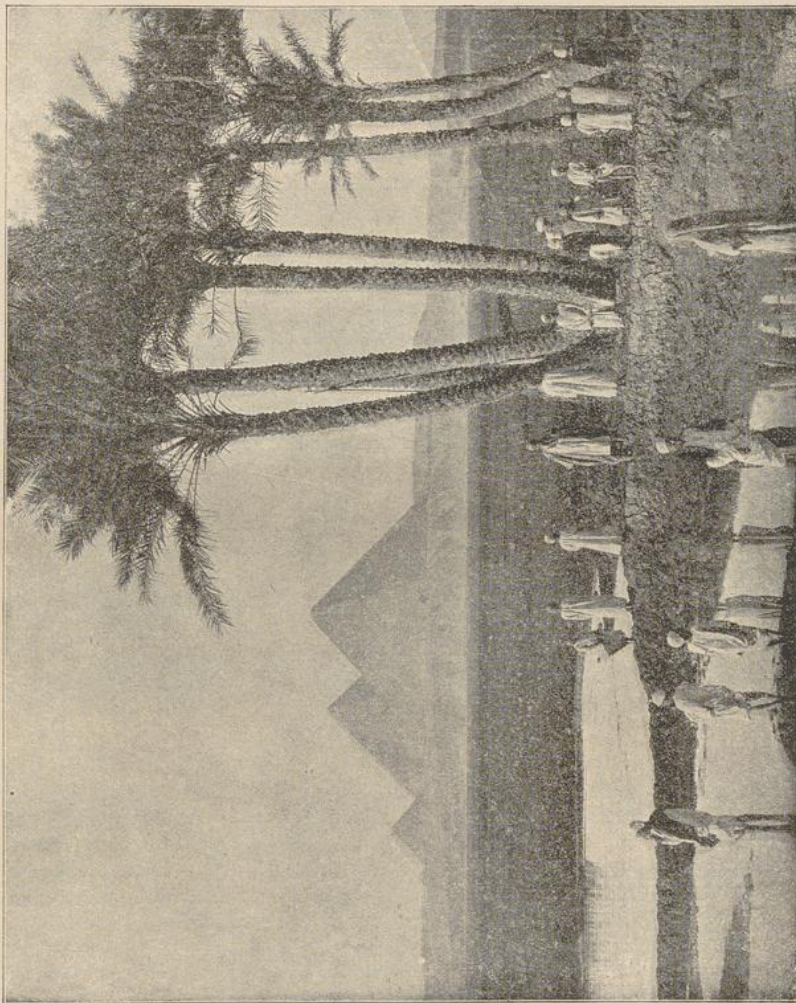
6. Juni 1908. Muß Ihnen leider mitteilen, mein lieber Vater, daß ich meinen Posten verloren habe. Der Hauptgrund ist der, daß ich katholisch bin. Mein Arbeitgeber sah es nicht gern, daß ich Morgens in die Kirche ging, um die hl. Messe zu hören. Wohl ordnete ich die Schlafräume im Laufe des Tages, allein er wollte, daß es in der Frühe geschehe. Ein anderer Grund war der: Wenn ich in einem Schlaßaal irgend etwas fand, suchte ich den Eigentümer ausfindig zu machen und gab es ihm zurück. Mein Herr aber meinte, ich sollte diese Sachen einfach selbst behalten oder wegwerfen; da ich dies nicht tat und er obendrein vermutete, ich hätte von dieser seiner Aeußerung meinen schwarzen Landsleuten Mitteilung gemacht, so jagte er mich einfach davon.

Leider bin ich nun ohne alle Beschäftigung. Mein lieber Vater, ich bitte um Ihr frommes Gebet, namentlich bei der hl. Messe, denn die Gesetze für die schwarzen Arbeiter sind hierzulande gar streng. Jeder Arbeitslose erhält einen Paß mit der Weisung, sich innerhalb sechs Tagen um eine Arbeit umzusehen. Sind diese sechs Tage verstrichen, so wird ihm nötigenfalls eine weitere Frist von drei Tagen eingeräumt. Hat er nach Verlauf dieser drei Tage noch keine Stelle, so muß er entweder das Land verlassen oder er kommt auf 14 Tage ins Gefängnis. Ist er aus der Haft entlassen, so kann ihn die Regierung nach irgendeinem beliebigen Plaze schicken.

23. Juni 1908. Herzlichen Dank, mein lieber Vater, für Ihren freundlichen Brief! Er hat mir neuen Mut gemacht und mein Vertrauen auf die göttliche Vorsehung ist stärker denn jemals. Ich habe einen neuen, sehr guten Posten erhalten, und die Art und Weise, wie ich ihn erhielt, erscheint mir als ein wahres Wunder. Kaum hatte ich Ihnen meinen letzten Brief geschrieben, so wurde ich schon verhaftet, weil ich keinen Arbeiterpaß aufzuweisen hatte. Ich wurde vor den Polizeinspektor gebracht. Dieser jedoch sprach mich nicht nur frei, sondern stellte mich sogar als Dolmetsch an, als er aus meinen Zeugnissen ersah, daß ich perfekt Englisch, Kaffriisch und Sesuto könne. Welch ein Glück! Ich bin fest überzeugt, daß ich es dem hl. Joseph und Antonius verdanke, die ich in

meiner Not um ihre Fürbitte angerufen hatte. Meine Arbeit ist, falls nicht gerade ein Verhör stattfindet, unbedeutend. Ich habe bloß ein einziges kleines Zimmer in Ordnung zu halten, und jeden Morgen den schwarzen Polizisten zu verdolmetschen, was sie im Laufe des Tages zu tun haben.

Ferner erhielt ich auf Grund der Zeugnisse, die ich teils von Ihnen, teils vom Polizeinspektor aufzuweisen hatte, Befreiung von dem lästigen Paßgesetz. Solange ich mein Exemption-Ticket (Ausnahme-



Pyramiden in Ägypten vom Nil aus.

Billet) vorzeigen kann, darf ich unbehindert im ganzen Lande reisen, wohin ich will.

Mit der Bitte um Ihren hl. Segen, verbleibe ich in aller Ehrfurcht und Liebe

Ihr

dankebarer geistlicher Sohn
Roboam Jobo.

Rev. P. Bernard fügt die Bemerkung bei:

Sobald der Kontrakt des Roboam in Johannesburg ausläuft, wird er hierher nach Keilands kommen, um als Lehrer und Katechet in Sigudu zu wirken. Es wurden ihm vier Stellen angeboten, aber er kommt am liebsten zu uns.

Aus meinem Tagebuche.

Von Rev. P. Joseph Biegner, O. M. M.

(Fortsetzung.)

Jeder Kaffer ist ein leidenschaftlicher Schnupfer; Mädchen und Weiber treiben es hierin meist noch schlimmer als die Männer. Doch bei ihnen gehört das zum guten Ton, zur Bildung und verleiht ein gewisses Ansehen. Geht der Kaffer auf Reisen, so vergißt er sicherlich nicht, seine oft recht zierlich gearbeitete Dose mitzunehmen. Leider wird sie bei ihm nur allzu schnell leer; nun dann füttert er eben seine Nase auf Kosten fremder Dosen.

Begegnet er einem Weißen, der ihn freundlich grüßt, so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß er ihn sofort um eine Priße Tabak anbittet. Sagt dann der Weiße, er schnupfe nicht, so kann er dies einfach nicht begreifen oder hält es für eine leere Ausrede.



Amabele-Ernte in Marannhill.

Natürlich ist es dann mit der Freundschaft sofort wieder aus. Mir ist das schon unzähligmal begegnet; deshalb kann ich mich aber doch nicht entschließen, in meinen alten Tagen noch das Schnupfen anzufangen, oder bloß den Kaffern wegen eine Dose zu tragen.

Der Kaffer schnupft nie mit bloßer Hand, sondern stets mit einem beinernen Löffelchen. Letzteres sieht den ganzen Tag über in seinem dichten, wolligen Haar pelz und gilt zugleich als ehrenwerter Schmuck. Er benützt es zu mancherlei Zwecken: er trocknet sich damit den Schweiß ab, fängt die Tränen auf, reinigt seinen Gesichtsvorsprung, kurz, er benützt sein Löffelchen in allen Fällen, in denen der Weiße sein Taschentuch zur Hand nimmt, namentlich aber zum Schnupfen. Letzteres geschieht jederzeit und überall, auch in der Kirche, unter der Predigt und mitten bei der Arbeit mit größter Umständlichkeit. Die Priße, die er in der hohlen Hand hat, ist eben ein Schatz, der mit Bedächtigkeit und tiefem Verständnis genossen sein will, deshalb führt er sich denselben in winzig kleinen Portionen zu Gemüte, zieht jedes Stäubchen möglichst hoch hinauf, und läßt es sich nicht gereuen, mit seinem Löffelchen behufs einer einzigen Priße etliche zehn- bis fünfzehnmal von der Hand zur Nase zu fahren.

Der Weiße, der das gleiche Geschäft mit den bloßen Fingern und in einem einzigen Zug abmacht, ist in ihren Augen ein Mann, der vom Schnupfen einfach nichts versteht.

Ebenso geschieht bei ihnen das Biertrinken unter ganz bestimmten Zeremonien. Die große, rauchgeschwärzte Ukamba mit der weiten Oeffnung wird stets mit beiden Händen in Empfang genommen. Beim Häuptling geschieht dies immer unter höflichem Lobspruch auf die gnädige Gastfreundschaft des Injosi. Hat der Schwarze einmal zum Trunk angefaßt, so setzt er den Krug so schnell nicht mehr ab — ein bloßes Nippen aus purem Anstand gibt's bei ihm einfach nicht, — er trinkt, solange der Atem reicht, und der ist kräftig und gut. Gut und weit sind auch seine „Kanäle“; sei das Utschwa noch so breiig und dick, beim Kaffer rutscht alles glatt hinunter. — Weniger Zeremonien macht er beim bloßen Wassertrinken; aber auch hier bieten sie sich zuweilen den gemeinschaftlichen Topp, wenn der einzelne es nicht vorzieht, mit einem ausgehöhlten Kürbislöffel aus dem großen Wassergefäß zu trinken. Zum Schluß wird, zumal beim Utschmalatrinken, der Rand der Ukamba mit Daumen und Zeigefinger fein säuberlich abgewischt.

Der Kaffer hält überhaupt auf Anstand; allerdings hat er hierin seine eigenen Begriffe und Traditionen; allein ein bloßer Naturmensch, ohne jegliche Kultur, ist er nicht. Bei der Begegnung z. B. bieten sie sich die rechte Hand gerade wie wir. Seiden aber beobachten dabei vielfach eine ganz abweichende Methode; namentlich bei Mädchen kann man das vielfach sehen. Da wird nämlich gegenseitig Finger um Finger, vom kleinen angefangen bis zum Zeigefinger angetippt

und zuletzt das Handgelenke erfaßt. Doch gilt dieser Brauch als heidnisch, und wird daher unter unseren Schulkindern nicht geduldet.

Einen höher Stehenden, sowie jeden Weißen grüßt der heidnische Kaffer durch lauten Zuruf, indem er dabei Hand und Zeigefinger hoch erhebt. Die Titulatur, die er dabei dem Weißen gibt, ist verschieden, je nachdem er ihn taxiert. In erster Linie ist ihm dabei die Kleidung maßgebend, die er trägt. Ich kann da aus Erfahrung reden. So wurde ich z. B. je nach dem Hute, den ich gerade trug, heute Injosi genannt, morgen bloß umnumzana (Hausbesitzer) oder umfundisi (Lehrer, Missionär).

Ganz eigentümliche Gewohnheiten beobachtet der Kaffer auch beim Reiten. In der ganzen Welt so könnte man glauben, sei es Geseß, ein Reitpferd von der linken Seite aus zu besteigen. Der Kaffer macht es umgekehrt, er steigt von der rechten Seite auf und steigt nach der gleichen Seite hin wieder ab, und zwar mit einer Leichtigkeit und Eleganz, um die ihn ein Kunstreiter beneiden möchte. Er ist von Jugend auf wie daheim auf seinem Pferd. Ein Sattel wird von ihm zwar sehr geschätzt, doch ist er ihm ein bloßer Luxusgegenstand; er reitet ohne ihn fast ebenso gut,

und als Jügel benützt er eventuell einen bloßen Grastriß. Jüngere Leute gefallen sich darin, ihr mutiges Kößlein nach Herzenslust zu tummeln. Da geht es bergauf und bergab, über Bäche und Gräben, über Stock und Stein. Ein alter Kraalbesitzer ist auch hierin viel vernünftiger; wohl reitet auch er noch viel und gern, doch meist in einem leichten tänzelnden Trab, der das Kößlein wenig anstrengt, und die Peitsche aus Seetuchhaut sucht meist nur als Zeichen seiner Macht und Würde in der Lust, und saust nur im Notfall auf den Rücken des Pferdes nieder.

Aus so einem Heiden einen wahren Christen zu machen, ist ein gutes Stück Arbeit. Bei Kindern geht es noch verhältnismäßig leicht; daher unser Bestreben, möglichst viele derselben in unsere Kost- und Tagesschulen zu bekommen. Ungleich schwerer dagegen hält die Bekehrung bei Erwachsenen, zumal bei den Männern, die mehrere Weiber haben und überdies weit von der Missionsstation entfernt wohnen, sodaß sie nur selten in die Predigt und zum Gottesdienst kommen. Bei solchen muß man oft froh sein, wenn sie nur in der Todesstunde sich zur Annahme der hl. Taufe bereit erklären.

Andere hinwiederum scheinen der Ansicht zu sein, die Taufe allein genüge zum wahren Christentum, und sonst bestehe da keine Verbindlichkeit. So wurde ich jüngst zu einem Manne gerufen, der etwa 1½ Stunden von Emaus entfernt in einer angrenzenden Lokation wohnte. Es haben sich dabelst seit Jahren die Wesleyaner niedergelassen und schon mehrere Schulen gegründet. Ihre Wirksamkeit war nicht ohne Erfolg, doch findet man in dortiger Gegend unter zahlreichen Protestanten auch noch viele Heiden. Bei Sterbefällen schicken die Schwarzen vielfach nach Emaus und Lourdes und begehren die katholische Taufe. So auch hier. Der Sohn eines Kraalbesizers war nach Emaus gekommen, mir zu melden, daß sein Vater in der Nacht erkrankt sei und gar sehr nach der Taufe verlange.

Ich machte mich sogleich auf den Weg und wanderte in Begleitung des strammen Burschen dem bezeichneten Kraale zu. Die ersten dreiviertel Stunden ging es der Poststraße entlang, dann bogen wir nach rechts ins Tal der Klubi-Lokation ab. Es findet sich dabelst eine große Zahl recht gut instand gehaltener Kaffernhütten, wie sich überhaupt die dortigen Bewohner durch Reinlichkeit und Ordnungssinn hervor-tun. Selbst die Kinder sind fast alle anständig bekleidet, und man sieht hier nicht das wilde Herumjagen nach dem im Freien weidenden Vieh. Ihren Hütten entlang zieht sich ein langer, offener Graben, der das vom Berge herabkommende Quellwasser in die einzelnen Gehöfte und zur Zeit der Trockenheit auch über die angrenzenden Felder leitet.

Bei der betreffenden Hütte angekommen, fand ich den Kranken, einen Mann von etwa 55 Jahren, gemüthlich im Freien sitzend. Er hatte sich eine einfache Erkältung zugezogen, und von Gefahr war absolut keine Rede. Trotzdem verlangte er die hl. Taufe. Er war mit seiner Frau und all' seinen Kindern noch heidnisch; das Christentum kannte er nur dem Namen nach. Der gute Mann war höchlichst erstaunt, als ich ihm sagte, daß ich ihn nicht so ohne weiteres taufen könne; er müsse zuerst so und solange christlichen Unterricht genießen und diese und jene Bedingungen erfüllen; nur in Todesgefahr pflegten wir die Taufe schneller und leichter zu erteilen, diese aber sei bei

ihm keineswegs vorhanden. ... Schließlich schien er meine Gründe doch zu begreifen, und ich gebe mich der Hoffnung hin, an ihm einen braven Katechumenen gefunden zu haben. Vielleicht gewinnen wir mit ihm zugleich seine ganze zahlreiche Familie.

In der Hütte selbst fand ich die schönste Ordnung, und seine Leute waren alle bekleidet; auch hatte er, was die Bekehrung immer sehr erleichtert, nur eine Frau. Nach gewissen Anzeichen zu urteilen, hatte er allerdings ein bewegtes Leben hinter sich, und Freiheit und Ungebundenheit galt ihm über alles. Wie er sich unter diesen Umständen in die Gebote Gottes und der Kirche und ein christliches Leben überhaupt hineinfinden wird, bleibt eine Frage. Jedenfalls braucht er ein großes Maß von Gnaden; wer will sie ihm erbeten helfen? (Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen eines Hundertjährigen.

(Fortsetzung.) Von Schw. Engelberta.

Die hl. Pfingsttage sind vorüber. Unsere schwarzen Neuchristen sind wieder recht zahlreich zu den hl. Sakramenten gegangen; auch die Söhne, Töchter und Enkelkinder des guten Leonhard kommen fleißig zur Kirche, nur er selber, der gute Alte, hatte während dieser Gnadentage wieder zu Hause bleiben müssen. Ich beeilte mich daher, ihn am ersten freien Tag zu besuchen, konnte ich mir ja denken, wie einsam und verlassen er sich fühlen mochte.

Ich fand ihn auffallend still und müde vor der Hütte sitzend. „Das ist schön von dir, Inkosazana, daß du gekommen bist!“ begann er; „ach, ich fühle mich in diesen Tagen so einsam und allein; alles ging zur Kirche und empfing die hl. Sakramente, nur ich mußte ferne bleiben. Im Geiste war ich allerdings auch dabei, und ich dachte in diesen Tagen viel darüber nach, wieviel Gutes uns der liebe Gott durch euch Trappisten und Missionschwestern erwiesen hat. Ja, diese ama-Roma übertreffen alles, was ich je in meinem langen Leben gesehen. Welch wunderbare Macht habt ihr doch über die Herzen von uns Schwarzen gewonnen! Ich hatte früher auch schon christliche Missionäre kennen gelernt und verschiedenes von ihrer Predigt gehört, doch mein Herz blieb dabei hart wie ein Stein; als aber die ama-Roma hieher kamen, da war ich besiegt am ersten Tage.“

Doch soweit sind wir in unserer Erzählung noch nicht. Ich habe das letztemal erzählt, daß ich, nachdem ich von den Buren zurückgekommen war, ein ziemlich tolles Leben führte. Anfangs wollte ich die Gewissensbisse ersticken, die ich wegen Charlie hatte, später freute es mich, daß mich alle als einen Helden betrachteten, der jeder Gefahr gewachsen sei. Besonders leidenschaftlich liebte ich die Jagd. Da gab es kein Rennen, Treiben und Jagen, wo ich nicht dabei gewesen wäre. Dazu war ich der Liebling des Königs Matshimane und stets in seinem Gefolge. Auch die heidnischen Gebräuche machte ich damals ohne Anstand mit; erst als Christ erkannte ich, wie häßlich und verwerflich die meisten derselben sind. Ich war eben Heide wie meine Genossen alle. Immerhin jedoch kann ich versichern, daß ich nie Menschenblut vergossen habe und daß ich nie berauscht war; selbst bei der ausgelassensten Freude hielt ich mich zurück im Genuß geistiger Getränke. Desgleichen eckelte mich jede Lüge an, nicht weniger als Diebstahl und Betrug. Solcher Schändlichkeiten habe ich mich nie schul-

big gemacht, auch als Heide nicht. Gerade dies aber ehrte der König an mir; und war irgendwo unter seinen Leuten ein Streit ausgebrochen, so schickte er mich, ihn zu schlichten. Alles fügte sich meinem Urteil, und keiner widersprach. „Duma hat gesprochen“, hieß es, „und der ist nüchtern“. Sogar unter den Weibern meines Vaters mußte ich oftmals vermittelnd auftreten. Meine Mutter, die Inkosikazi, war allerdings stiller und friedliebender Natur; nicht so die andern; da gab es Streitigkeiten und Eifersüchteleien ohne Ende, und in der Regel schoben sie dann die Schuld auf ein junges, schwächliches Weib, das von meinem Vater weniger geliebt wurde, weil es ihm keine Kinder schenkte. Ich aber nahm dieselbe vielfach in Schutz, sodaß meine Mutter mehrmals zu mir sagte: „Mein Sohn, du hast ein schönes Herz; sicher wartet deiner einst ein großer Lohn!“

Inzwischen war ich über die Jünglingsjahre hinausgekommen. Es war Zeit, daß ich mir einen eigenen Kraal baute, und mein Vater selbst drang auf meine Verheiratung. Es fehlte mir keineswegs an entsprechender Auswahl, allein mein Vater wünschte, ich sollte jenes Mädchen nehmen, dessentwegen ich schon als junger Fant einen Zweikampf zu bestehen hatte. Sie hieß Umfazi wabantu und liebte mich sehr; meine Liebe dagegen war inzwischen ziemlich erkaltet. Ich hätte lieber eine andere Wahl getroffen, allein mein Vater drängte; ich wollte ihm und dem Mädchen nicht wehe tun, und so kam es zur Hochzeit. Wir lebten übrigens friedlich zusammen; nach und nach gewann ich sie wieder ziemlich lieb, denn sie war fleißig, gesund und stark und schenkte mir noch vor Ablauf zweier Jahre zwei muntere Mädchen.

Bei all' dem richtete ich mein Augenmerk immer auf eine gewisse Nomahloya; sie war ein sehr schönes, lustiges intombi und von auffallend heller Gesichtsfarbe. Sie war vom Anfange an das Weib meiner Wahl, doch es kam ein Hindernis nach dem andern. Da hörte ich auf einmal, ihr Vater habe sie an einen alten Mann um 15 Ochsen verschachert und Nomahloya sei weinend in dessen Kraal geschleppt worden. Flugs eilte ich zu ihrem Vater, bot ihm 25 Ochsen und bekam die Braut! — Mein Jubel war groß, und auch Nomahloya freute sich, daß sie von dem alten, verhassten Mann frei geworden; meinem Vater aber gefiel die Geschichte nicht. „Gibt es nicht Mädchen genug im Lande“, fragte er, „weshalb wählst du also unter bereits Verlobten und Verheirateten?“ Und er hatte recht. Die Liebe hatte mich blind gemacht, und später strafte mich Gott selbst dafür. Nomahloya gebar mir nur ein einziges schwächliches Kind, dann wurde sie krank; ihr ganzer Leib wurde über und über mit schrecklichen Wunden bedeckt, bis sie endlich eines langsamen, überaus schmerzlichen Todes starb. —

Inkosazana, ich möchte hier gerne noch ein Wort beifügen, obgleich ich weiß, daß ihr abelungu an solche Dinge nicht glauben wollt. Wir aber kennen das, und ich behaupte heute noch, daß meinem Weibe ein böser Zauber angetan wurde. Ihr früherer Bräutigam hat sie aus Haß und Neid mit einer umuti (Medizin) beworfen, und deshalb verwelkte ihre Schönheit so schnell, und mußte sie eines so elenden Todes sterben. — O, Inkosazana, damals stieg auch in meinem Herzen ein wilder Haß auf gegen jene, die mein Glück so grauſam zerstört, und es fehlte damals wenig, so hätte ich an dem Schuldigen blutige Rache genommen! —

Nomahloya aber hatte ein gutes Herz, kannte keinen Haß und war in allem viel besser als ich. „Duma“, sagte sie eines Tages, „nimm dir noch ein drittes Weib; denn ich werde bald sterben. Dies wird deinen Zorn mildern und du wirst wieder glücklich sein, wie zuvor.“ — Der Rat gefiel mir tatsächlich nicht übel; nur hieß es, diesmal die richtige Wahl treffen.

Nun lebte in unserer Nähe ein Mann, der hatte zwei erwachsene Töchter. Die ältere, ein hohes, schlank gewachsenes intombi hieß Noi, die jüngere Noncina. Beide waren fleißig und tüchtig in jeder Beziehung; mir aber gefiel die jüngere besser, denn sie hatte ein überaus heiteres Wesen, sang und plauderte den ganzen Tag und man hörte ihr helles, munteres Lachen vom Morgen bis zum Abend. Die ältere dagegen war ernst und stille, das gerade Gegenteil ihrer Schwester. Leider ging es mir aber bei dieser meiner dritten Hochzeit wie bei der ersten. Ich nahm nicht jenes Mädchen, an dem mein Herz hing, sondern jenes, das mir andere aufschwängten. Mein Vater und meine Mutter rieten mir, Noi zu heiraten, ebenso handelte deren Vater und mehrere andere, und so gab ich endlich nach. Inkosazana, man rühmte mich allgemein als einen schlauen Kopf, in diesem Punkt aber war ich ein großer isilima (Esel)! Zuerst gab ich dem Geschwäg der andern nach, und später mußte ich dem Drange meines Herzens folgen.

Kaum war ich mit Noi verheiratet, da zeigte es sich, daß sie krank war und mir keine inzalo (Nachkommenschaft) geben werde. — Von jener Stunde an war mir das Weib zuwider und ich bedauerte nun doppelt, daß ich nicht Noncina, ihre frische, gesunde und fröhliche Schwester, genommen hatte. Um dieselbe Zeit starb mein Lieblingsweib Nomahloya, und auch der einzige Knabe, den sie mir geschenkt hatte, blieb schwach und elend und kränkelte beständig. Dazu gesellte sich die Krankheit meiner Mutter. . .

Diesmal sprang Nois Vater als Retter ein. Da er meinen Kummer sah und wußte, daß mein Herz an seiner jüngeren Tochter hänge, kam er eines Tages zu mir und bot mir sie als Braut an. Mit Freuden nahm ich den Vorschlag an, und von jener Stunde an kehrte neues Glück und frisches Leben bei mir ein! Noncina lachte und plauderte auch bei mir den ganzen Tag, und auch Noi, die ältere Schwester, war fortan wie umgewandelt. Ihr ganzes finsternes Wesen verlor sich, sie wurde sogar wieder gesund und stark und schenkte mir später noch mehrere Kinder.

Leonhard lächelte vergnügt in sich hinein. In diesem Augenblick verdunkelte sich der Eingang seiner Hütte; Antonia, sein braves Weiblein, trat herein. Sie brachte ihm ein Stückchen Kürbis, ermunterte ihn unter fröhlichem Lachen und Scherzen zum Essen und entwickelte überhaupt eine solche Zungenfertigkeit, daß ich dem Redefluß rasch eine andere Wendung geben mußte, sonst wären wir bis in die tiefe Nacht hinein an kein Ende gekommen. Als sie die Hütte verlassen hatte, sprach Leonhard lächelnd: „Das ist Noncina; sie ist sich bis in ihre alten Tage immer gleich geblieben, und ich habe an ihr viele Freude erlebt. Gleich im ersten Jahr schenkte sie mir ein Zwillingsspärrchen und brachte, wie gesagt, wieder frisches Leben in mein Haus. Wohl zeigte sie sich zuweilen auch etwas streitsüchtiger Natur, allein dann trat Noi, ihre ältere Schwester, die sie ungemein liebte, vermittelnd ein, und bald fing Noncina wieder zu lachen, zu singen und zu

plaudern an und es herrschte, wie zuvor, der schönste Friede.

Zum Schluß, Intosazana, möchte ich dir heute noch etwas vom Tode meiner Eltern erzählen. Meine Mutter starb etwas früher. Ich hatte kurz zuvor Noi geheiratet, Noncina aber weilte damals noch bei ihrem Vater. Intosazana, hast du deine Mutter geliebt? Doch, welch' eine Frage? Ich weiß, ihr abelungu liebt eure Mutter alle gar sehr; aber auch meine Liebe zu meiner guten, teuren Mutter, die einst aus sieben Wunden für mich geblutet hatte, war überaus groß; und somit magst du die Größe meines Schmerzes ermessen, als es mit ihr zum Sterben kam. Ich versammelte alle meine Weiber und Kinder um die Matte, auf der sie sterbend in ihrer Hütte lag; auch ihre übrigen Söhne mit ihren Weibern und Kindern waren da. „Bantwana, Kinder“, rief sie mit auffallend kräftiger Stimme, „wenn der Vater nicht mehr ist — und er wird mir bald nachfolgen, — dann kehrt Duma als euren Herrn und Vater an! Wo er hingehet, da gehet ihr auch hin, und was ihr ihn tun sehet, das tut auch ihr! Wer Duma nicht folgt, wird zu Grunde gehen; sein Haus wird aussterben!“

Nach diesen Worten schwieg sie und lag ruhig, wie schlafend da. Ich beugte mich über sie und fand, daß sie — tot war! Da fing ein großes Weinen an in unserm Kraal; die Mädchen, Weiber und Kinder schrien laut, während die Jünglinge und Männer in stummer Trauer neben der Leiche saßen. Mein inhiziyo (Herz) aber krampfte sich zusammen, und ich konnte nicht weinen, obgleich meine Trauer über den Verlust der guten Mutter unbeschreiblich groß war. — Später dachte ich noch oft über ihre letzten Worte nach. Sie sind buchstäblich eingetroffen. Alle, die mir folgten, fanden den wahren, katholischen Glauben, und sind nun glücklich und zufrieden, während die übrigen samt ihrem Haus zu Grunde gingen.

Mein Vater war inzwischen ebenfalls schon recht alt geworden. Er war nicht eigentlich krank, doch saß er meistens vor der Türe seiner Hütte, Besuche in anderen Kraals machte er nur höchst selten. Noch heute schwebt mir gar lebhaft seine Gestalt vor Augen. Er war groß und ungemein stark und wohlbeleibt; ein großer Kopf ruhte auf fettem Nacken zwischen zwei mächtigen Schultern, und seine Füße glichen denen eines Elephanten, weshalb er auch bei seinen Stammesgenossen den ehrenden Beinamen „indhlovu“ (Elephant) führte. Schwere Arbeit blieb ihm Zeit Lebens erspart, und da er viel mit Königen umging und hier ungezählte Stunden im Kate saß, hat er ganz unglaublich viel utshwala (Kafferbier) getrunken, was namentlich zu seiner Fettleibigkeit beitrug. Doch, er konnte auch was vertragen, und bewahrte, auch wenn er noch so viel getrunken hatte, seinen hellen, klaren Kopf. Seine Stimme klang etwas speckicht und glückte zuletzt fast dem Grunzen eines ingulube (Schweines).

Eines Tages nun, es war nicht allzu lange nach dem Tode meiner Mutter, saß er merkwürdig still und ernst vor seiner Hütte und schaute der Morgensonne zu, wie sie in goldener Pracht über die Berge heraufgestiegen kam. Plötzlich brach er das Schweigen und sagte zu mir und meinen Brüdern: „Kinder, bis die Sonne da drüben im Westen steht, bin ich heimgegangen.“ Erstaunt fragten wir den guten Vater, ob er sich krank fühle. „Nein“, sagte er, „ich bin nicht eigentlich krank, aber ich fühle, daß ich goduka,

heimgehe.“ Und so war es auch. Noch ehe die Sonne im Westen untergegangen, war mein Vater nicht mehr; er war heimgegangen.

Wir begruben ihn mitten in unserer Hütte, — so hatte er es ausdrücklich vor seinem Tode bestimmt — gaben ihm uralter Sitte gemäß alle seine Lieblingsachen, wie Dose, Bierkrug, Affagai und Schild, Ringe und Perlenschnüre usw. mit ins Grab, rissen sodann die Hütte nieder, bauten über des Vaters Grab einen großen Steinhügel und verließen zuletzt die Gegend, wie ja das bei uns Sitte ist, wenn ein Mann von Ansehen und Bedeutung stirbt. Ich aber bildete fortan mit meinen Weibern und Kindern, sowie meinen Brüdern und ihrer ganzen Nachkommenschaft einen großen umuzi (Kraal), und alle gehorchten mir, als ihrem Herrn und Vater.“

Nachdenklich schwieg der Alte. „Intosazana“, begann er endlich, „ich denke, es ist für heute genug. Die Erinnerung an meine verstorbenen Eltern erfüllt mein Herz mit Wehmut und Trauer. Das nächstmal will ich dir dann von den Engländern erzählen, mit denen ich bald darauf in Verührung kam. Lebe wohl!“

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Missionsstation St. Joseph

Von Rev. Br. Flavian.

Auf unserer Neugründung „St. Joseph“, von der wir in der Januarnummer l. J. zum erstenmale berichteten, geht es noch immer recht ärmlich her. Der ärgste Not ist allerdings abgeholfen, auch hat das Innere des alten Burenhauses inzwischen einen mehr häuslichen Charakter bekommen. In Bälde soll auch in der dortigen Kapelle ein neues Altärchen aufgestellt werden. Rev. P. Eligius wurde durch Rev. P. Obilo ersetzt, und die Zahl der Brüder ist nun auf drei angewachsen. Einer derselben, Ven. Br. Flavian, sandte uns Mitte März l. J. über die gegenwärtigen Verhältnisse daselbst folgenden Bericht:

Seit der zwei Monate, die ich nun bald hier bin, hatten wir fast beständig Regen. Höchstens 9 bis 10 Tage lang war das Wetter etwas freundlicher, und wir empfanden es als wahre Wohltat, wenn endlich wieder einmal die liebe Sonne schien. Ein paar Monate zuvor stand die Sache umgekehrt: Es war Frühjahr, die Saatsfelder waren bestellt, und alles wartete auf Regen. Umsonst; Tag für Tag brannte die Sonne vom wolkenlosen Himmel. Drunten in Mariannhill, und überhaupt der ganzen Küste entlang, gab es Regen im Ueberfluß; ja sogar im benachbarten Maria-Ratschitz, das nur eine Tagreise von hier entfernt ist, klagte man über zu viel Regen, wir dagegen hatten wochenlang keinen einzigen. Kurz nach Neujahr setzten endlich die Regentage ein und haben seitdem mit geringer Unterbrechung fortgedauert bis heute. Afrika ist eben das Land der Extreme.

Anfangs war uns der Regen hochwillkommen; bald aber geschah des Guten zu viel, und gegenwärtig haben unsere Felder, in denen anfangs der Mais so hoffnungsvoll und üppig stand, großen Schaden gelitten. Unsere Farm ist von Hügeln und Bergen umgeben, der Boden aber ist lehmhaltig und läßt nur wenig Wasser durch. Regen nun große Regentage ein, so schießt das Wasser mit ungeheurer Gewalt von allen Höhen nieder und sammelt sich unten im Tal, wo die meisten Felder liegen, in gewaltigen Massen an. Die Strömung reißt förmliche Flußbette mitten ins Ackerland hinein und

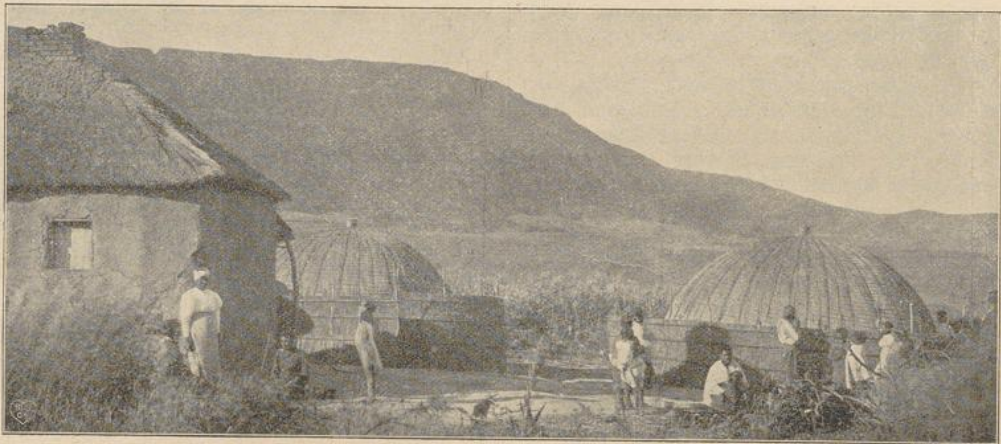
nimmt überdies von rechts und links in weiter Ausdehnung den fruchtbaren Humus mit sich fort. Je besser man den Acker bestellt hatte, d. h. je tiefer man ihn umgepflügt, und je sorgfältiger man ihn von Gras und Unkraut reingehalten hatte, um so schlimmer wird ihm mitgespielt.

Das einzige, was man dagegen tun kann, besteht darin, daß man rechtzeitig große Schutzgräben zieht, in denen das Wasser seinen natürlichen Ablauf findet. Auf hiesiger Farm ist das doppelt notwendig, weil die große Ebene, in der unsere Felder liegen, fast gar kein Gefälle hat. Hält nun, wie das heuer der Fall war, der Regen tagelang an, so steht das Wasser auf dem zähen, lehmhaltigen Boden oft schuhhoch — stellenweise maßen wir 18 Zoll —, was natürlich auf die Dauer der Frucht sehr schaden muß.

Nicht minder gefährlich ist der massenhaft angeschwemmte Sand; denn der in der Nähe vorüberfließende Sand-River hat seinen Namen nicht umsonst. Gerade heuer hat er in einer einzigen Nacht

ist er stellenweise 30 bis 35 Fuß tief und überschwemmt große Strecken weit die an seinen Ufern liegenden Felder. Die Uferbänke selbst werden von Jahr zu Jahr weiter ausgewaschen. Daß unter solchen Umständen die Landwirtschaft mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, liegt auf der Hand.

Leider liegt auch Blue-Bank, wo die Mehrzahl unserer Christen wohnt, jenseits des Sand-Rivers. Der Weg von dort bis nach „St. Joseph“ beträgt dreiviertel Stunden. Seit ich hier bin, konnten die guten Deutschen bloß 3- bis 4mal hieher kommen, um die hl. Messe zu hören und der Sonntagspflicht genügen, und auch da mußten sie vor dem Passieren des Flusses alle ihre besseren Kleider ausziehen. Bruder Servulus hat bereits einen Plan entworfen, um dem Uebelstand abzuwehren. Er will nämlich einen großen Steg aus Drahtseilen über den Fluß bauen, konnte jedoch auf der ganzen drei (englische) Meilen langen Strecke nur drei Stellen ausfindig machen, wo er Hoffnung hat, seinen Plan durchführen zu können.



Batschitz. Christliche und heidnische Kraals bei der Station.

unsere schönsten Erntehoffnungen vernichtet. Als ich vorige Woche mit den Arbeitern auf's Feld ging, ließ einer derselben die Bemerkung fallen: „Bruder, heute haben wir viel verloren!“ Auf die Frage, was denn sie, die armen Kaffern, die an sich fast nichts haben, verloren haben sollten, erwiderte er: „Heute Nacht ist ein solcher Regen gefallen, daß er unser ganzes Maisfeld zerstört hat.“ Tags darauf, einem Sonntag, ging ich mit Bruder Servulus, dem Stationschaffner, eigens hinaus, um nachzusehen, ob der Schaden wirklich so groß sei. Da konnten wir von den kleinen, dem Flußufer entlang liegenden Maisfeldern einfach nichts mehr erblicken. Zur einen Hälfte hatte sie das Hochwasser mitgenommen, zur andern lagen sie unter'm Sand begraben. Am Montag ging ein auf unserer Farm wohnender Kaffer mit einer Hacke hinaus, um mühsam die verschütteten Maiskolben wieder freizulegen; ob sich die Arbeit auch gelohnt hat, kann ich zur Zeit noch nicht sagen.

Bei einem größeren Rundritt, den wir später machten, fanden wir Stellen, wo das Hochwasser Löcher und Schluchten von 20 bis 22 Fuß Tiefe mitten im Ackerfeld ausgehöhlt hatte. Ich habe vorhin den Sand-River erwähnt. Derselbe fließt etwa eine halbe Stunde von unserer Station entfernt unter vielen großen Krümmungen durch eine weite Ebene. Bei Hochwasser

Die Leute verdienen, daß man ihnen tunlichst entgegenkommt. Sie zeigen recht guten Willen und fragen oft, wann wir mit der eigentlichen Mission beginnen, eine neue Kapelle bauen und die Schule eröffnen wollen. Die jetzige Kapelle ist ein kleiner Raum von 11×14 Fuß und faßt bloß einige Personen; wer sonst dem Gottesdienst beizuwohnen will, muß unter der kleinen Veranda Platz nehmen. Ein neues Altärdchen soll ja, wie oben angedeutet, bald vom Mutterhause kommen; allein zu dessen Ausstattung fehlt noch viel. Auch eine Joseph-Statue hätten wir hier in „St. Joseph“ recht gern, desgleichen die 14 Kreuzwegstationen. Doch da so vielseitig an die Opferwilligkeit unserer Leser und Wohltäter appelliert wird, getrauen wir uns kaum mehr, darum zu bitten.

Die Zahl der Schwarzen ist auf der eigenen Farm nicht allzu groß, dagegen sind die anstoßenden Bezirke sehr stark bevölkert. Die meisten von ihnen sind noch heidnisch, andere gehören den verschiedensten protestantischen Sekten, namentlich aber den Wesleyanern an; doch zweifle ich nicht, daß viele von ihnen zur katholischen Kirche übertreten würden, sobald sie nur Gelegenheit hätten, dieselbe näher kennen zu lernen. Die Erfahrung hat dies noch immer gelehrt.

Im übrigen vertrauen wir auf die Hilfe des hl. Joseph, des großen Schutzpatrones unserer Station.

St. Josephsgärtchen.

Der zwölfjährige Jesusknabe im Tempel.

(Fortsetzung.)

Jesus hatte schon ein paar Stunden so gelehrt, als Maria und Joseph auch in den Tempel kamen und bei Leviten, die sie dort kannten, nach ihrem Kinde fragten. Da hörten sie, daß er mit den Schriftgelehrten in der Lehrhalle sei. Da nun dies kein Ort war, wo sie hingehen konnten, sandten sie den Leviten hin, um Jesus zu rufen. Jesus ließ ihnen aber sagen, er wolle zuerst sein Geschäft enden. Das betrübte Maria sehr, daß er nicht gleich kam; es war dies das erstemal, daß er die Eltern fühlen ließ, er habe noch andern Befehlen zu gehorchen als den ihrigen.

Er lehrte wohl noch eine Stunde, und als alle widerlegt, beschämt und teils geärgert waren, verließ er die Lehrhalle und kam zu seinen Eltern in den Vorhof der Israeliten und der Frauen. Joseph war ganz schüchtern und verwundert und sprach nicht; Maria aber nahte ihm mit den Worten: „Kind, warum hast du uns das getan? Siehe, dein Vater und ich haben dich so schmerzlich gesucht!“ Jesus war noch ganz ernst und erwiderte: „Warum habt ihr mich gesucht? Wisset ihr denn nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist?“ Sie verstanden dies aber nicht und begaben sich gleich mit ihm auf die Rückreise.

Die Lehre Jesu machte bei allen Schriftgelehrten großes Aufsehen. Einzelne schrieben sich die Sache auf als eine Merkwürdigkeit; und es war hie und da ein Gemunkel und allerlei lügenhaftes Gerede. Sie hielten aber den ganzen Vorgang unter sich vertuscht.

Als Jesus nach Nazareth zurückgekehrt war, sah ich im Hause der hl. Anna ein Fest bereitet, wo alle Jünglinge und Mägdlein von den Verwandten und Freunden versammelt waren. Es war das ein Freudenfest, das man im zwölften Jahre der Söhne feierte. Jesus war dabei die Hauptperson.

Es waren schöne Laubhütten über der Tafel errichtet; es hingen Kränze von Weinlaub und Aehren darüber; die Kinder hatten auch Trauben und kleine Brote. Es waren bei diesem Fest 33 Knaben, lauter zukünftige Jünger Jesu, und es hatte ihre Zahl einen Bezug auf die Lebensjahre Jesu. Jesus lehrte und erzählte das ganze Fest hindurch den andern Knaben eine ganz wunderbare Parabel von einer Hochzeit, wo Wasser in Wein verwandelt wurde, und die lauen Gäste in eifrige Freunde, und dann wieder von einer Hochzeit, wo der Wein in Blut und das Brot in Fleisch sollte verwandelt werden, und das werde bei den Gästen bleiben bis zum Ende der Welt als Trost und Stärke und als ein lebendiges Band der Vereinigung. Er sagte auch zu einem verwandten Jüngling mit Namen Nathanael: „Ich werde auf deiner Hochzeit sein!“

Von diesem zwölften Jahre an war Jesus immer der Lehrer seiner Gespielen. Er saß oft mit ihnen zusammen und erzählte ihnen; auch wanderte er in der Gegend mit ihnen umher. (Schluß folgt.)

Ein Ruf ins Kloster.

(Fortsetzung.)

Anna Katharina sah sich also endlich am heiß-ersehnten Ziele: die Klosterpforte stand ihr offen.

Geistiger Weise kam sie nicht mit leeren Händen, hatte sie doch durch Uebungen demüthigster Armut und vollkommenster Selbstverleugnung den denkbar kostbarsten Brautschatz sich errungen, welchem ihr göttlicher Bräutigam selbst nun das köstlichste Kleinod beifügen wollte. Es war dies nichts Geringeres, als die Krone, die er selber auf Erden zu tragen sich gewürdigt hatte.

Es war im letzten Jahre ihres Aufenthaltes bei Kantor Söntgen, da betete sie einst mit großer Inbrunst auf der Orgelbühne der Jesuitenkirche zu Dörsfeld vor einem Kreuztische. Plötzlich sah sie aus dem Tabernakel ihren himmlischen Bräutigam in Gestalt eines leuchtenden Jünglings hervorkommen. Seine Linke hielt einen Blumenkranz, in der Rechten trug er eine Dornenkrone. Er bot sie ihr zur Wahl an. Anna Katharina griff nach der Krone, die er ihr aufs Haupt setzte, und die sie selber mit beiden Händen fester andrückte. Sie erlitt unfägliche Peinen, die sie von nun an nie mehr verließen. Die Erscheinung verschwand, und als Anna Katharina aus dem Gesichte kam, hörte sie das Klirren der Schlüssel, mit denen der Sakristan die Kirche schließen wollte. Sie ging mit ihrer Begleiterin, Klara Söntgen, die vom Geschehenen keine Ahnung hatte, nach Hause; von den ihr unerklärlichen Schmerzen um Stirn und Schläfe aufs Höchste gepeinigt, fragte sie ihre Freundin, ob sie nichts an ihrem Kopfe wahrnehme, was jene verneinte. Tags darauf war das Haupt über Augen und Schläfe bis nieder zu den Wangen stark angeschwollen; doch Blutungen begannen erst im Kloster, wo Anna Katharina sie vor ihren Mitschwestern sorgfältig zu verbergen suchte.

Wenige Tage, bevor sie die Welt verließ, um mit Klara Söntgen ins Augustinerinnen-Kloster zu Dülmen einzutreten, ging sie zum letztenmale ins irdische Haus nach Flamske, um von den betrübten Eltern Abschied zu nehmen. In tiefster Rührung dankte sie für alle empfangene Liebe, bat Eltern und Geschwister herzlich um Verzeihung, daß sie ihnen nicht willfahren und dem Rufe Gottes in den Ordensstand nicht antreten werden könne. Die Mutter hatte als Antwort nur Tränen; aber ihr sonst so guter Vater war von bitterem Schmerz über die nun unwiderrufliche Trennung übermannt, daß er auf die demüthige Bitte um einiges Reisegeld ihr entgegnete: „Wenn du morgen dich begraben lassen willst, werde ich gern die Begräbniskosten bezahlen, aber zum Gehen ins Kloster gebe ich dir nichts!“

Weinend und doch voll innerlicher Freude, so arm und entblößt vor aller irdischen Habe, dem Bräutigam entgegenzueilen zu können, verließ sie Flamske, um sich Tags darauf mit Klara Söntgen nach dem nur wenige Stunden entfernten Dülmen bringen zu lassen. Geld besaß sie keines, an Kleidung nur, was die höchste Nothdurft erforderte. Diese lag nebst dürftigem Bettzeug in einem Koffer, in den die Mutter außerdem noch heimlich ein Stück Leinwand gelegt hatte, um ihr geliebtes Kind nicht ganz ohne jede Gabe von sich scheiden zu lassen. Als Anna Katharina die Leinwand erblickte, wagte sie nicht, sie für sich zu behalten, sondern übergab sie der Klara Söntgen zum Danke, daß sie um ihreswillen die Aufnahme erhalten hatte.

Seit dem Bestande des Augustinerinnen-Klosters

in Dülmen war noch nie eine an zeitlichen Dingen so arme, aber an geistlichen Gütern so reiche Jungfrau in seine Mauern eingezogen. Mit flehentlichster Stimme bat sie die würdige Mutter, um Gottes willen als die Geringste des Hauses angenommen zu werden. Freudig wolle sie sich jeder Arbeit und Verwendung unterziehen, welche der Gehorsam ihr auferlegen werde. Aber es gelang ihr nicht, den allgemeinen Unwillen zu beschwichtigen, daß sie sich erkühnte, durch nie gesehene Dürftigkeit und ihre so schwächliche Gesundheit dem armen Kloster nur neue Lasten aufzubürden.

(Fortsetzung folgt.)

Gottes Rathschluß.

In niederer Hütte, siech und krank
Ein armes Kind liegt auf der Bank,
Von fargen Lumpen kaum bedeckt,
In diesem Elend hingestreckt.

Und bei ihm sitzt ein armes Weib
Mit hohlen Blicken und magerem Leib,
Sie weinet ob des Kindes Not,
Wünscht sich und ihm den frühen Tod. —

Der Tod, er hört ihr Weinen nicht,
Vorüber an der Hütte zieht
Schleicht er und geht empor zum Schloß.
Dort liegt des Grafenhauses Sproß

In seidnen Decken wohl verwahrt.
Kein Mittel hat der Arzt gepart,
Auf seinen Wink harret das Gesind,
Die Gräfin wacht beim kranken Kind.

Es wacht an seinem Bett der Graf
Und prüft den Puls und prüft den Schlaf.
Und doch der Tod drängt sich herein
Und löscht der Augen hellen Schein! —

O sprich! Warum im Grafenhaus
Blies doch, o Tod, dein Odem aus
Das junge, hoffnungsvolle Licht?
Warum nahnst du das Würmlein nicht,

Dem doch in dunkler Zukunft Schoß
Verborgen liegt ein traurig Loß?
Doch wie ich wollt' verzagen schier,
Dacht' ich im stillen so bei mir,

Als sprach' der Tod: Hätt' ich getan
Nach deinem unbedachten Plan,
Es wüßt' der reichen Eltern Herz
Von keinem Leid, von keinem Schmerz,
Und jener Armen wär' geraubt
Das einz'ge Glück, an das sie glaubt.

Franz Bonn.

Von Pavianen geraubt. (Fortsetzung.)

5. Kapitel.

Meine Ehe mit Stella war ungemein glücklich. Allerdings ganz reines und volles Glück ist hienieden gar nicht zu finden. Wie unser Hochzeitstag, so wurde auch unser Zusammenleben bald durch verschiedene Sorgen getrübt.

Drei Tage nach unserer Hochzeit bekam Herr Carson einen Schlaganfall. Als wir Mittags in seine

Wohnung kamen, fanden wir ihn sprachlos auf dem Sofa liegend. Zwar erholte er sich wieder, doch nahmen jetzt seine Kräfte sichtlich ab. Dieser Zustand dauerte volle sieben Monate. Natürlich konnten wir unter solchen Umständen gar nicht daran denken, den Babara-Kraal zu verlassen. Das bekümmerte mich tief, denn ich hatte ein eigentümliches, beängstigendes Vorgefühl, als gehe Stella durch ihr längeres Verbleiben einer Gefahr entgegen; und dann wollte ich sie überhaupt nicht lange hier lassen, sondern sie tunlichst bald in die zivilisierte Welt einführen. Doch es war da vorläufig nichts zu wollen.

Da kam plötzlich das Ende unerwartet schnell. Wir saßen eines Abends neben Herrn Carsons Bett im großen Mittelbau, als er sich zu unserem Erstaunen plötzlich aufrichtete, nach der Decke schaute und mit harter, voller Stimme rief: „So bist du da! Ja, ja, ich vergebe dir, arme Frau! Ich weiß, du hast auch schwer gelitten!“ Mit diesen Worten sank er tot in die Kissen zurück. —

Was er da gesehen, und zu wem er gesprochen, weiß ich nicht; aber ich vermute, daß vor seiner sterbenden Seele das Bild jener Person auftauchte, die ihm Ehre und guten Namen geraubt, sodaß er seine Heimat verlassen und die zivilisierte Welt mit der afrikanischen Wildnis vertauschen mußte. Ein gewisser Schleier jedoch wird über diesem Geheimnis immer bleiben; wer sollte ihn auch lüften?

Stella ward durch den Tod des geliebten Vaters vonummer und Schmerz ganz überwältigt. Vor meiner Ankunft war ihr der Vater einfach alles gewesen, auch ihr Lehrer, Erzieher, Gesellschafter und Ratgeber; begreiflich also, daß das gegenseitige Band, das sie umschlang, ein viel stärkeres und innigeres war, als es sonst zwischen Vater und Tochter zu sein pflegt. Sie trauerte so tief, daß ich ernstliche Sorge um ihre Gesundheit hatte. Und wir waren nicht die einzigen, die sich grämten. Alle die umwohnenden Schwarzen hatten Herrn Carson „Baba“ genannt, und betrauert ihn nun auch wie ihren Vater. Die Lust widerhallte von dem Wehklagen der Kinder und Frauen, und die Männer gingen gesenkten Hauptes einher und sprachen: „Die Sonne ist am Himmel untergegangen, und nur der Stern ist uns geblieben!“ — Nur Zndabasimbi trauerte nicht. „Was hat das Leben für einen kranken Mann zu bedeuten?“ sagte er; „und wäre der Zntosi früher gestorben, so wäre uns manches erspart geblieben.“

Am folgenden Tage begruben wir unseren lieben Toten draußen auf dem kleinen Kirchhof in der Nähe des Wasserfalls. Es war eine traurige Pflicht; Stella weinte viel, und all' meine Versuche, sie zu trösten, waren vergebens.

Am Abend saß ich allein, mein Pfeifchen rauchend, im Freien. Es war ein heißer, schwüler Tag; Stella hatte sich niedergelegt; sie war sehr angegriffen. Da kam der alte Zndabasimbi zu mir heran, grüßte und kauerte sich zu meinen Füßen nieder. „Zndabasimbi, was gibst du?“ fragte ich ihn. — „Eg“, Makumasan, wann ziehest du nach der Küste?“ — „Ich weiß es nicht; der „Stern“ kann jetzt nicht reisen, wir müssen eine Weile warten.“ — „Nein, Makumasan, du darfst nicht warten, sondern mußt jetzt gehen, und der „Stern“ muß sein Glück in der Ferne suchen.“ — „Wie kommst du zu diesen sonderbaren Aeußerungen?“ Zndabasimbi blickte zuerst vorsichtig um sich und flüsterte mir sodann ins Ohr:

„Die Pavi ane sind zurückgekommen, und zwar zu vielen Tausenden; das ganze Gebirge ist voll davon?“ — „So? das wundert mich; ich wußte gar nicht, daß sie fortgegangen waren.“ — „Doch, sie gingen gleich nach deiner Hochzeit weg, alle, bis auf einen oder zwei; und jetzt sind sie zurück. Es sind ihrer so viele, daß ich glaube, es sind die Paviane der ganzen Welt. Ich sah eine Berggruppe ganz schwarz davon.“ —

„Ist das alles? Ich fürchte mich nicht vor einer Rotte von Pavianen.“ Ich sprach absichtlich so, denn ich merkte dem Alten an, daß er noch etwas auf dem Herzen habe.

Nein, Makumajan, das ist nicht alles, sondern die Hauptsache ist dies: Hendrika, das Paviansweib, ist bei ihnen!“ — Man hatte seit Hendrikas Ausweisung nichts mehr von ihr gesehen und gehört. Ich gestehe, ihre Drohungen hatten mich damals etwas erschreckt, allein meine Gedanken waren nachher durch Stella und durch die Krankheit und den Tod meines Schwiegervaters dergestalt absorbiert worden, daß ich vollständig darauf vergessen hatte. Und jetzt fing Indabasimbi auf einmal wieder davon zu reden an. „Woher weißt du das?“ fragte ich ihn.

„Ich weiß es, weil ich sie selbst gesehen habe. Sie ist verkleidet, geht in Paviansfellen einher und hat ihr Gesicht schwarz gefärbt; aber ich habe sie dennoch erkannt. Denn als ihr einmal das Fell beiseite rutschte, habe ich ihren weißen Arm gesehen. Ja, Makumajan, sie ist zurückgekehrt, hat eine Unzahl Paviane mit sich gebracht und geht sicherlich auf großes Unheil aus. Verstehst du jetzt, weshalb ich vorhin sagte, du müßtest fort von hier und zwar möglichst bald?“

„Ich sehe zwar nicht ein, was uns die Paviane sollten schaden können; doch du hast recht; es ist besser, wir gehen. Mir ist ohnehin diese Einöde zum Eckel geworden: ich möchte wieder bei zivilisierten Menschen sein. Morgen können wir die Wagen bereit machen, und übermorgen werden wir reisen. Doch höre, Indabasimbi, sage dem „Stern“ nichts von den Pavianen. Sie möchte sich sonst fürchten. Die arme Frau hat schon Kummer genug wegen des Todes ihres Vaters. Mit den Indunas dagegen sollst du darüber reden. Mach' sie auf die Gefahr aufmerksam und sag' ihnen in meinem Namen, sie sollten rings um unsere Bauten und Gärten Wachen aufstellen und dort Tag und Nacht auf Posten stehen.“

Er ging, und ließ mich in großer Unruhe zurück.

Es war doch eine sonderbare Geschichte das! Daß Hendrika die Fähigkeit habe, mit Pavianen zu reden, wußte ich; denn ich war selbst einmal Zeuge hievon gewesen. Aber daß sie sollte imstande gewesen sein, diese Tiere aus allen Himmelsgegenden zusammenzurufen, und daß sie nun dieselben mit ihrem Willen beherrsche und zu ihrem Nachwerk nach Belieben kommandiere, das schien mir so unglaublich, daß sich nach einigem Ueber-



Der kleine Findling.

legen all' meine Furcht wieder verlor. Trotzdem wollte ich abreisen. Stella war jetzt allerdings angegriffen und befand sich außerdem in gesegneten Umständen, sonst aber war sie gesund und von Jugend auf an allerhand Strapazen gewöhnt.

Ich ging also zu ihr hinein und erklärte ihr, ohne von der Paviangeschichte ein Wort zu verlieren, daß ich die Babians-Fraule möglichst bald verlassen wollte. Ich sagte, es wäre unsere Pflicht, den Willen ihres seligen Vaters möglichst schnell und pünktlich zu er-

füllen. Sie stimmte bei; seit ihr lieber Vater tot sei, sagte sie, wolle sie nicht länger hier bleiben und sei froh, möglichst schnell fortzukommen; sie fühle sich stark und könne die Reise ganz gut machen.

Am folgenden Morgen war ich früh auf, die nötigen Vorbereitungen zu treffen. Die Bestürzung der Schwarzen, als sie hörten, daß wir sie verlassen wollten, war Mitleid erregend. Ich konnte sie nur dadurch beruhigen, daß ich sagte, ich würde über's Jahr wieder zurückkommen. Die guten Leute sagten, sie hätten im Schatten ihres „Baba“ gelebt, der nun tot sei. Er habe sie aufgenommen, als sie als arme, obdachlose Wanderer zu ihm kamen, ohne eine Decke, sich darin einzuhüllen, und ohne eine Matte, um darauf zu liegen. Nun sei er leider gestorben, allein der „Stern“, seine Tochter, habe mich geheiratet, und sie hätten geglaubt, ich würde ihres Vaters Stelle einnehmen, und sie könnten fortan in meinem Schatten leben. Was sollten sie anfangen, wenn niemand mehr da sei, sie zu schützen. Bisher hätten die andern Stämme aus Furcht vor dem weißen Manne nicht gewagt, sie anzugreifen; wenn er aber ginge, würden sie aufgefressen und ihre Kraale niedergestampft werden. . . . Ach, da war nur zu viel Grund für ihre Befürchtungen! —

Gegen Mittag kehrte ich in meine Wohnung zurück. Stella sagte, sie wolle im Laufe des Nachmittags einpacken, und ich hielt es somit nicht für nötig, sie vor dem Alleinabgehen zu warnen. Warum sollte ich sie auch erschrecken und ihr von den Pavianen und Hendrika erzählen? Das konnte ich später, nachdem wir einmal von hier fort waren, auch noch tun. Kurz nach dem Mittagessen ging ich zu den Kraals der Eingeborenen hinab, um das Vieh auszuwählen, das Herru Carion gehört hatte, denn ich wollte es mit nach Durban nehmen, wo ich es um einen guten Preis verkaufen konnte. Es war eine große Herde und das Geschäft nahm mich mehrere Stunden vollauf in Anspruch. Endlich kurz vor Sonnenuntergang ließ ich Indabasimbi zurück, die Arbeit zu vollenden, stieg auf mein Pferd und ritt heim.

Dort angekommen, gab ich das Pferd einem der Stalljungen und ging in den großen Mittelbau. Stella war nirgends zu sehen; am Boden aber lagen eine Menge Sachen herum, mit deren Einpacken sie beschäftigt gewesen war. Ich ging durch das Schlafzimmer und von da durch die andern Räumlichkeiten, ohne eine Spur von ihr zu erblicken. Ein Kaffernjunge aber, der im Garten arbeitete, sagte mir, der „Stern“ sei mit Blumen in Begleitung des kleinen weißen Mädchens nach dem Gottesacker gegangen, als die Sonne „dort“ stand. Dabei zeigte er nach einer Stelle am Horizont, wo sie vor ungefähr anderthalb Stunden gestanden haben mochte. Auch die beiden Hunde seien bei ihr gewesen. — Ich ließ sofort dem Gottesacker zu, der ungefähr 5 Minuten von den Marmorkraalen entfernt war. Ich weiß nicht, weshalb ich mich so sehr um Stella ängstigte. Die Sache lag doch ganz einfach: sie war zu ihres Vaters Grab gegangen, dort Abschied zu nehmen und es zum letztenmale mit Blumen zu schmücken. Aber daß sie solange ausblieb? Sie konnte doch schon längst zurück sein? Und dann hatte sie noch so viel zu tun, ihre Sachen einzupacken. —

Auf dem Gottesacker traf ich einen meiner Kaffern. Er war aufgestellt worden, den Platz zu bewachen, rief sich aber gähmend und schlaftrunken die Augen. Offen-

bar hatte der famose Wächter geschlafen. „Hast du den „Stern“ nicht gesehen?“ fragte ich. Er hatte nichts gesehen, was bei einer solchen Schlafmühe auch begreiflich war. Ich befahl ihm, mir zu folgen und ging in den Gottesacker hinein. Auf Herrn Carions Grab lagen die welkenden Blumen, die offenbar Stella hingelegt hatte; doch, wo war denn sie selbst und Tota, das kleine Mädchen? —

Ich lief vom Kirchhof weiter hinaus und rief mit lauter Stimme ihren Namen. Doch es erfolgte keine Antwort. Inzwischen hatte sich auch der Kaffer darangemacht, ihre Spur zu finden. Er folgte den für sein scharfes Auge im Sande sichtbaren Fußstapfen, bis er nach ungefähr hundert Schritten zu einem Mimosengebüsch kam, das zwischen dem Fluß und dem alten Marmorbruch, gerade über dem Wasserfall lag. Hier hielt er inne und ich hörte ihn einen bangen Schrei ausstoßen. Sofort eilte ich hinzu, zwangte mich durch die Bäume durch und gewahrte nun mit Entsetzen folgendes: Der kleine offene Raum in der Mitte der Lichtung war offenbar der Schauplatz eines hitzigen Kampfes gewesen. Die weiße Erde zeigte die Spuren von drei Paar menschlicher Füße, zwei waren beschuht, das dritte nackt. Wer konnte das gewesen sein? Wer anders als Stella, Tota und Hendrika? — Doch dies war nicht alles. Dicht dabei lagen die Ueberreste meiner zwei Hunde und eines Pavians. Letzterer war von den Hunden in die Kehle gebissen worden und war noch nicht ganz tot. Rings herum aber waren die Spuren zahlloser Paviane. — Da kam ein Entsetzen über mich, daß ich glaubte, wahnsinnig werden zu müssen! —

Es war schreckliche, nicht zu leugnende Tatsache: Stella, mein liebes, gutes Weib, und Tota, das arme, unschuldige Mädchen, waren von Pavianen geraubt worden! Getötet waren sie nicht, sonst hätten wir von ihren Ueberresten etwas entdecken müssen. Sie waren fortgeschleppt worden! Die gräßlichen Ungeheuer hatten sie, nach dem Befehle Hendrikas handelnd, nach irgend einer verborgenen Höhle geschleppt, um sie dort zu behalten, bis sie starben, oder sie grausam ums Leben zu bringen! —

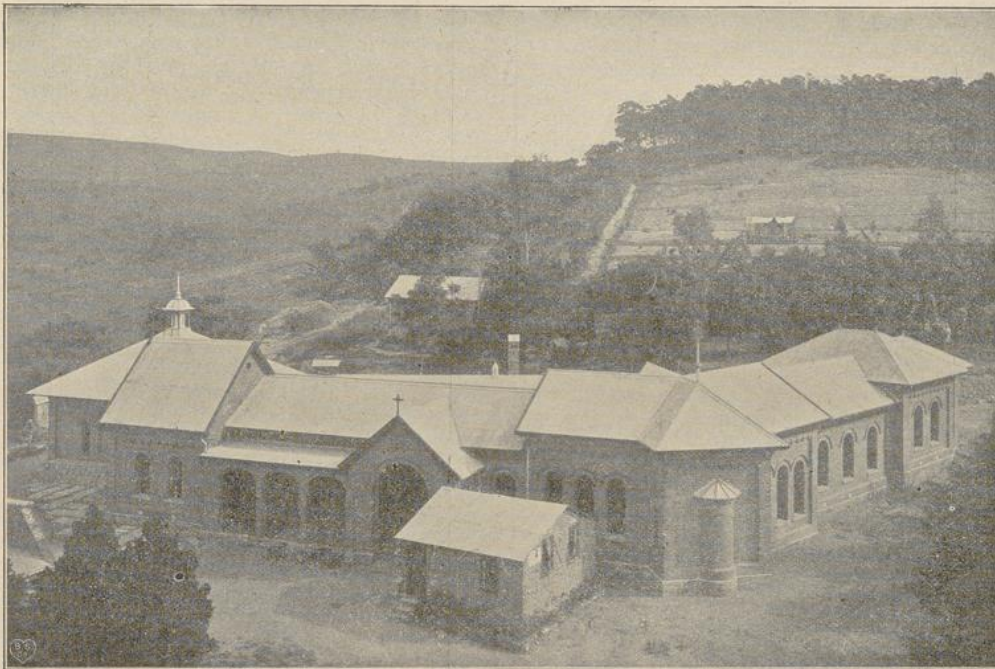
Anfangs, wie gesagt, glaubte ich wahnsinnig zu werden. Dann aber ermannte ich mich aus meiner Betäubung. Ich befahl dem Kaffer, eiligst zurückzulaufen und aus allen Kraals die Leute zu alarmieren. Sie sollten mit ihren Waffen kommen und mir meine Elefantenslinte nebst Munition mitbringen! — Er lief wie der Wind, ich aber wandte mich, noch weiter die Spur meiner Lieben zu verfolgen. Einige Schritte war sie noch ziemlich deutlich. — Stella war geischleift worden. Ich konnte sehen, wo ihre Fersen den Boden berührt hatten. Das Kind war vermutlich getragen worden, von ihm entdeckte ich nicht die geringste Spur. Ich kam zum Flußufer. Das Wasser war seicht, und Hendrika war darin mit ihrer Beute aufwärts gegangen, offenbar um die Spur zu verwischen, denn sie führte am jenseitigen Ufer nicht heraus; im Wasserbett aber war ein mir wohlbekannter, mit Moos bewachsener Stein umgeworfen worden. Ich lief ein Stück weit der Schlucht entlang und hoffte noch immer sie zu erblicken. Da vernahm ich in den Klippen über mir ein Gefläch; es wurde von andern beantwortet, und dann sah ich zwischen den Bergen zahllose Paviane, die sich eilends niederschlangen, mir den Pfad zu versperren. Unbewaffnet hier weiter zu gehen, wäre eine gewagte Sache gewesen; sie hätten mich sicher wie

die Hunde in Stücke gerissen. So kehrte ich um und floh eiligst nach den Marmortraalen zurück.

Schon hatte mein Vate die ganze Ansiedlung alarmiert; denn haufenweise rannten die Schwarzen mit Keulen, Schilden und Affagais bewaffnet meiner Wohnung zu. Hier begegnete ich dem alten Indabasimbi. Sein Gesicht war aschgrau. „So ist der Schlag geschehen, Makumafam!“ — „Er ist geschehen; sag' mir, was soll ich tun?“ — „Bewahre guten Mut, Makumafam! Stella ist nicht tot, und auch das kleine, weiße Mädchen lebt; und wir werden sie finden, bevor sie sterben. Bedenke, Hendrika liebt sie, liebt sie über alles mit einer ganz närrischen, eifersüchtigen Liebe, und wird den Pavianen nicht gestatten, ihr ein Leid zuzufügen. Dagegen wird sie alles versuchen, Stella vor dir zu verstecken und das ist schlimm genug!“

Was war geschehen? Das ahnungslose Kind hatte mit einer Dynamitpatrone, welche sein Vater von Johannesburg mitgebracht hatte, gespielt. Es bohrte mit einem Nagel an der Kapsel herum und nahm zuletzt einen Stein und schlug darauf, bis auf einmal die Patrone unter furchtbarem Knall zerplatzte und dem armen Mädchen die linke Hand total zerfetzte. —

In der Not wandten sich nun die erschrockenen Angehörigen des Kindes an uns; denn wer anders konnte ihnen da helfen? Ein erfahrener Arzt war weit und breit nicht zu haben, und wenn auch, wo ist der Kasser zu finden, der unter den hiesigen Verhältnissen einen weißen Doktor bezahlen kann? Der Vater hatte zudem ein böses Gewissen; er hatte die Patrone in Johannesburg heimlich entwendet und fürchtete nun eine empfindliche Strafe, falls die Sache beim Magi-



Das neue Krankenhaus in Mariannhill.

„Gott gebe, daß wir sie finden mögen!“ stöhnte ich. „Sieh es ist Abend und bald wird es dunkel werden.“

„In drei Stunden geht der Mond auf“, erwiderte Indabasimbi; „wir wollen sie bei Mondschein suchen. Jetzt aufzubrechen, wäre nutzlos. Laß uns die Männer versammeln; sie sollen Speise zu sich nehmen und alles bereit halten. Hier gilt das Sprichwort von euch Weißen: „Eile mit Weile!“ —

Es war in der Tat nichts Besseres zu tun, und so folgte ich seinem Rat. (Fortsetzung folgt.)

Aus dem Missionsleben in Keilands.

Von Rev. P. Albert Schweiger, O. C. R.

Am 22. November 1908 kam spät am Abend — die Sonne war schon untergegangen — ein heidnischer Mann nach Keilands geritten und bat um Hilfe für ein zehnjähriges Mädchen, das drüben über'n großen Kei-River in nächster Nähe unserer Außenstation Zigudu einen schweren Unfall erlitten hatte.

strat ruckbar würde. Also wir sollten da helfend eingreifen.

P. Rektor ritt sofort persönlich nach Zigudu, um zu sehen, was zu machen sei. Er fand das arme Kind, das inzwischen nach der genannten Außenstation gebracht worden war, von Schmerz und Blutverlust ganz erschöpft. Die mittleren drei Finger waren vollständig weggerissen, der kleine hing noch etwas an der Hand, war aber ganz zerfetzt, desgleichen der Daumen stark verwundet; überdies war aus der innern Handfläche ein großes Stück herausgerissen, und die offen liegenden, zerschmetterten Knochen waren gräßlich anzusehen. — Die Kassen hatten nach ihrer Manier die verstümmelte Hand in eine Menge schmutziger Lumpen eingewickelt, was natürlich die Gefahr einer Blutvergiftung nur vermehrte. P. Rektor ließ die blutdurchtränkten Lappen sofort hinwegnehmen und sorgte vor allem für eine gründliche Reinigung der Wunde. Nachdem das geronnene und gestockte Blut abgewaschen worden war, wurden die herabhängenden losen Fleischstückchen entfernt, eine Arbeit, die fast die ganze Nacht

in Anspruch nahm. Von der ganzen Umgegend aber waren eine Menge Heiden zusammengeströmt, um Zeugen des unerhörten Schauspiels zu sein. Die Schwarzen selbst sind in solchen Fällen einfach ratlos. Sie stehen in Haufen um den Kranken herum, schauen ihn traurig an und warten gelassen das Ende ab.

Im Laufe des nächsten Vormittags wurde das erschöpfte, sterbensranke Kind nach Keiland's gebracht. Mit ihm kamen die Mutter, die Großmutter und noch ein paar der nächsten Anverwandten, die alle in einem nahen Kraale untergebracht wurden. Wir fanden das leidende Kind in großer Schwäche; es lag so still und ruhig da und gab keinen einzigen Laut von sich. Nur wenn der Verband erneuert, und die Wunde gewaschen wurde, wimmerte und stöhnte es leise. Wir alle glaubten, der einzige Weg zu seiner Rettung wäre die Amputation der ganzen Hand und des Vorderarmes bis zum Ellenbogen. Doch wer sollte sie vornehmen? Wir selbst konnten und durften das nicht, und einen europäischen Arzt zu rufen, wurde uns von den Angehörigen des Mädchens nicht gestattet, hätte auch wahrscheinlich nichts mehr genützt; denn bis zur Ankunft des Chirurgen wären sicher einige Tage verstrichen, und bis dahin war das todschwache Kind wohl kaum mehr am Leben. Da also für seine leibliche Genesung soviel wie keine Hoffnung mehr war, wollten wir wenigstens seine Seele retten, und begannen mit der Vorbereitung zur hl. Taufe. Dabei folgte eine Ueberraschung auf die andere.

Das kranke Mädchen, das bisher so still und ruhig dagelegen war, schlug plötzlich die großen, schwarzen Augen auf, schaute verwundert umher und stieß mit großer Lebhaftigkeit die Worte hervor: „Wo bin ich denn? Muß ich jetzt sterben? Ich will noch nicht sterben!“ . . . P. Missionär fragte sie: „Kleine, willst du in den Himmel kommen?“ — „Nein!“ — „Aber es ist dort oben so schön, und du wirst dort so glücklich sein auf immer. Vorher mußt du dich aber taufen lassen; willst du das?“ — „Andazi, andazi, ich weiß es nicht! Ich verstehe nicht, was du sagst.“

Das Mädchen war eben noch ein reines Heidenkind, hatte bisher von Himmel und Ewigkeit, von Taufe, Gott, Befehring usw. nichts gehört, und daher waren ihm diese Worte ein leerer Schall, bei denen es sich nichts denken konnte. Es war etwa, wie wenn man zu einem Blindgeborenen von der Schönheit der Farben spräche. Doch allmählich, nach mannigfacher Erklärung, begann das Kind doch zu begreifen und war schließlich so weit, daß es sich willig taufen lassen wollte; allein die Sache hatte noch einen anderen Haken. Wir fragten uns unwillkürlich: Wie aber, wenn das Kind nach Empfang der hl. Taufe nicht stirbt? Von 100 weißen Kindern würden allerdings 99 unter solchen Umständen erliegen, die schwarzen aber halten da ganz Unglaubliches aus. Gesezt also, es kommt mit dem Leben davon und kehrt nachher wieder in seinen Kraal und die ganz stochheidnische Umgebung zurück, was dann? Wohl geben jetzt seine Angehörigen die Einwilligung zur Taufe und versprechen auch, es später in unsere Missionschule nach Zigudu zu schicken, allein kann man sich auf so ein Versprechen auch verlassen? Der Großvater des Mädchens ist zugleich Induna des Oberkrieses Eiyabalala, des heftigsten Gegners unserer neueröffneten Schule in Zigudu. Kurz, der Bedenken gab es da mancherlei, doch sie alle wurden mit einem Schlage gelöst. Am 25. Nov. trat nämlich bei dem Kinde eine solche Verschlimmerung seines Zustandes

ein, daß der Tod nahe schien. Der Puls schlug wohl 150mal in der Minute. Da spendete ihm P. Rektor ohne weiteres die Nottaufe und gab ihm dabei den Namen „Katharina“.

Und siehe: kurz darauf fällt das Kind in einen sanften Schlummer, und von da an bessert sich sein Zustand von Tag zu Tag. Unsere Schwester Arkadia tut aber auch alles Mögliche, die Kleine zu retten. Die wundete Hand wird jeden Tag zweimal verbunden und durch antiseptische Umschläge so rein gehalten, daß sich gar keine Eiterung bildet, kurz, die Hand beginnt zu heilen, und am 8. Dezember, am schönen Fest der Unbefleckten Empfängnis, steht unsere kleine Katharina schon im blauweißen Kleidchen im Missionskirchlein, wo nun die Taufzeremonien nachgeholt werden, und um Weihnachten, also kaum vier Wochen nach ihrem Unglücksfall, ist sie schon wieder daheim im elterlichen Kraal. Gegenwärtig hüpfet und springt sie mit ihrer verstimmelten Hand so lustig und munter umher, wie zuvor und ist bereits in die Liste der Schulkinder zu Zigudu eingetragen. —

Dieses Vorkommnis mit Katharina hatte für unsere hiesige Mission die weittragendsten Folgen, namentlich aber für unsere Außenstation Zigudu, wo wir erst wenige Wochen zuvor die Schule neueröffnet hatten. Die göttliche Vorsehung weiß eben alles zu unserem Besten zu lenken. Bekanntlich hatten wir anfangs bei unseren Missionsversuchen unter den Tembus mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Das Volk ist an sich von rohem, sinnlichem Charakter, und hegte obendrein eine Menge Vorurteile gegen uns, die fremden, neuangekommenen Missionäre. Seit jenem Vorfall aber hat sich ihr Benehmen wesentlich geändert, und zwar nicht bloß bei einzelnen, sondern bei der großen Mehrzahl. Sie lassen die alten Vorurteile mehr und mehr fallen und benehmen sich in allem viel höflicher und entgegenkommender als früher.

Das Beste aber ist uns, daß sie immer zahlreicher ihre Kinder in unsere dortige Schule schicken. Ende Dezember, also am Ende des Schuljahres, hatten wir in Zigudu etwa 20 Kinder. Davon waren einige schon katholisch, ein paar protestantisch, die übrigen Heiden. Wohl hatte man uns fürs neue Schuljahr mehrere Kinder versprochen, doch allzu große Hoffnungen konnten wir darauf nicht setzen, denn die heidnischen Eltern sind bei solchen Entschlüssen äußerst wankelmütig. Am 25. Januar begann das neue Semester, und siehe, da kamen nicht nur unsere bisherigen Schüler vollständig wieder, — was hierzulande schon etwas heißen will, — sondern 22 neue dazu. Eine Woche später hatten wir 50, dann 55, und gegenwärtig (19. Februar 1909) 65 Schüler, und noch immer ist deren Zahl im Wachsen begriffen.

Das Interessanteste aber ist dies: Jener rohe Heide, von dem wir vor einigen Monaten (Vergleiche April-Nr. S. 80) erzählten, er habe unsern P. Rektor vor allem Volke gröblichst beleidigt, und ihm mit Schlägen gedroht, schied nun vier von seinen Jungen nebst einem Mädchen in unsere Schule. Er bedauert seine damaligen Exzesse überaus und ist auf jede Weise darauf bedacht, sein Unrecht wieder gut zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Sprüche für christliche Familien.

Eine üble Gewohnheit kostet mehr als zwei Kinder.
Guter Lohn macht hurtige Füße und Hände.
Richtige Rechnung hält gute Freundschaft.

Man soll nicht mit sechs Pferden fahren, wenn man nur für zwei Futter hat.

Genug ist besser als zuviel.

Man soll die Morgensuppe nicht zu fett machen, damit man des Abends auch noch etwas habe.

Rüben am eigenen Tisch sind besser, als anderswo Fleisch und Fisch.

Gute Tage kosten Geld.

Was man am Sonntag verdient, ist schon verloren, ehe der Werktag anbricht.

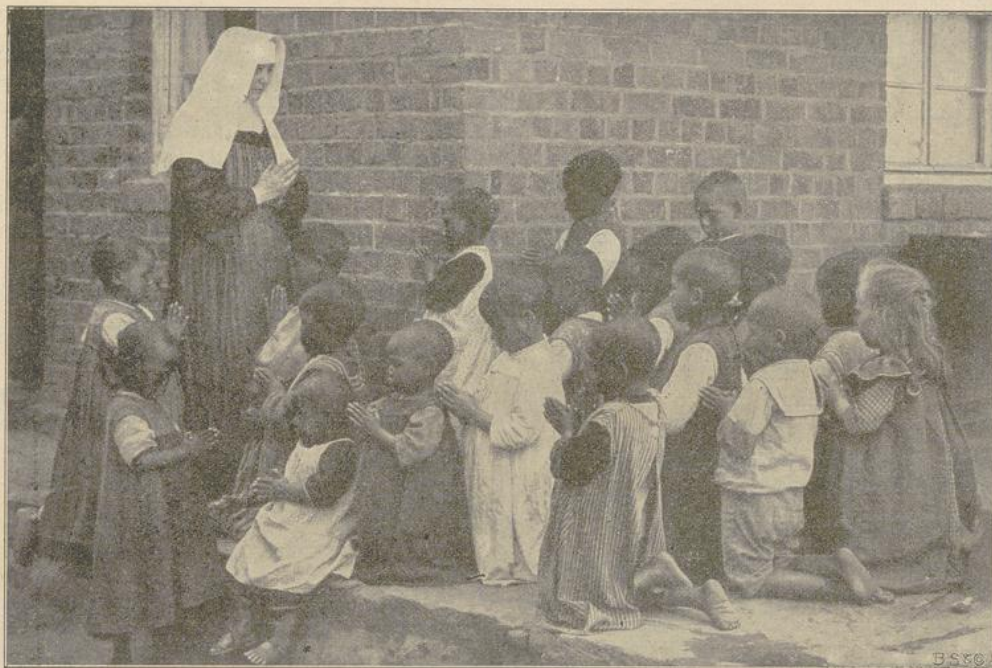
An Feiertagen gesponnen, hält nicht.

Beten, Frühaufstehen, Almosengeben und in die Kirche gehen sind vier Dinge, die nicht leicht arm werden lassen.

Nur da ist Glück im Haus, wo Gott der Herr ist, und wo alle bemüht sind, den Willen Gottes zu erfüllen.

es war der einzige Faden, an dem ich mich gerettet habe; alles andere hat nichts geholfen."

Laut Telegramm ist der Hochwürdigste Herr Abt P. Franz Pfanner, der Gründer von Mariannhill in Südafrika, im 84. Lebensjahre gestorben. Näherer Bericht folgt. Die Seele des Verstorbenen wird dem Gebete der Vergeltmeinnicht-Leser empfohlen. R. I. P.



Christliche Kinder beten den Angelus.

Ave Maria.

Ave Maria. Clemens Brentano, einer der bedeutendsten deutschen Schriftsteller, schrieb im Jahre 1836 an seine Nichte: „Als ich, früh einfach katholischer Sitte entwöhnt, ohne Segen, durch allerlei Erziehungsmethoden der Scheinweisheit und Schönfäulerei überliefert, endlich durch das Babylon des Geschmades ohne Glauben hinirrte und in Norddeutschland außer der Kirche ohne Steuer und Maaß, wie Robinson auf einer Sandbank, gestrandet war, lag ich nachts in großen Seelenleiden auf meinem Lager und dachte an die ganze wüste Schiffsahrt nach der Entdeckung der neuen Welt zurück, ob denn gar kein Punkt sich finde, woher ich Rettung erschreien könne. Da gedachte ich, daß ich, als kleiner Knabe manchmal von einer gewissen Frische erweckt, nachts meine Mutter über mich gebeugt an meinem Bette sitzen sah, die das „Ave Maria“ und das Gebet an meinen Schutzengel über mich betete und mir das Kreuz auf die Stirne machte. — Daran knüpfte ich an und suchte die Kindergebete wieder zusammen:

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Roth, Untermünstertal, Eisenstein, Oberhofen, Weiler, Garmisch, Wegelsberg, Hettingen, Günzburg, Krefeld, Bockum, Dinklage, Venhausen, Koppshaupten, Rottweil, München, Reichenbach, Ottobeuren, Hausach, Surburg, Engen, Betra, Görtwühl, Neukirch, Kollbach, Bodenmais, Borthal, Mondfeld, Stadtprozelten, Freudenberg, Langenbrücken, Eggenfelden, Hofweier, Oberwittighausen, Gablingen, Triberg, Hochheim, R. S., Schmidhofen, Nebelschlag, Motten

Eine Perion hat 100 Frs. geschickt für eine Kirche in Detting oder Maria Stella.

Danksgagen

sind eingegangen aus: Bruck a. d. Leitha, Rantweil, Distelhausen, Schlattstadt, Zipp, Linz, Wien, Graz, Langenbrücken, Stadtprozelten, Mondfeld, Achaffenburg, Oberhofen.

Gebets-Empfehlungen.

Mehrere Kranke. Einige um Bekehrung. Schwer Bedrängte. Glückliche Standeswahl. Bewahrung der Unschuld. Halsleidende. Um Frieden. Um Fortgang im Lernen. Glück und Segen im Geschäft und Frieden in der Familie. Um gute Stellung. Glück. Ausgang eines Prozesses. Ganz besonderes Familienanliegen.

Jähzorniger Mann. Um gute Anstellung. Beseitigung von Feindschaft zwischen Verwandten. Um Arbeit in einem katholischen Geschäft. Befreiung von einem Uebel und Bewahrung der Unschuld. Glückliche Heirat. Ein auf Abwege geratener Familienvater. Ein Sohn um gute Aufnahmepflicht in eine höhere Schule. Ein gemütskranker, schwachsinziger Knabe. Ein dem Trunke ergebener Tochtermann. Eine ganze Familie um Stärkung im Glauben. Ein Mann, der seit Jahren nicht mehr gebedet hat. Eine augenleidende Tochter. Ein schweres Anliegen. Guter Ausgang eines Prozesses. Ein schweres körperliches Leiden. Eine Frau, die ohne die hl. Sakramente starb. Eine Tochter, welche den Wunsch hat, katholisch zu werden. Eine Frau um Gesundheit und glückliche Niederkunft. Ein Mann um Verdienst. Um glückliche Entbindung und Friede und Einigkeit. Eine alte Frau. Zwei Familien in ihren Anliegen. Eine schwermütig gewordene Wohltäterin. Eine magenranke Frau. Eine Er. und ein Mädchenheim. Eine schwer bedrängte Familie in schwerem Anliegen. Um glückl. Sterbstunde. Um gute Kindererziehung. Glückliche Entbindung. Mehrere Anliegen. Ein Arzt um Bestehen des Staatsexamens. Ein mit Krämpfen behaftetes Kind. Brautleute um glückl. Ehestand. Ein langwährendes Magenleiden. Ein verstorbener Vater. Schwer bedrängte Frau.

Diese und alle anderen Anliegen unserer Wohltäter empfehlen wir dem Gebete der Trappistengemeinde, der Missionschwestern, der schwarzen Kinder, der Neubekehrten und aller Leser des Vergähmeinnicht.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Vereins sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Michael Mayer, Gerbrunn. Anton Harpaitner, Engelmansberg. Elise Paulhuber, Mösling. Pfr. R. Mich. Frey und Theres Willy, Erstein. Barbara Fluri, Gaudbühlbrunn. Karolina Speckert, Langenbrüden. Bernhard Braun, Edmund Braun, Karlsruhe. Peter Pratori, Säßenbach. Kunig. Winkler, Amberg. Gebhard Krug, Pfr., Beersbach. Anna Imbiel, Döfingen. Barbara Martin, Unterflips. Maria Zinsfeld, Sarnen. Johann Wözel, Waldshut. Maria Tratter, Bülbian. Anna Kiefer, Sand. Magdal. Schaubmeier, Linz. Josef Zimmermann, W.-Neustadt. Elnab. Stiefelbauer, St. Valentin. Fanny Pfeiffer, Freiburg. R. R., Austerhof. Georg Stahl, Unternankau. Anna Liehr, Gortau. Josefa Weisfald, Gneisen. Konrad Morath, Wutöschingen. Maria Keller, Alfeld. Michael Bloß, Würzburg. Josefa Kuttinger, St. Pölten. Theres Tittmofer, Mariapfarr. Aloisia Newirth, Abthal. Kathi Brand, Gneisfätten. Michael Teigel, Kirchberg a. d. Kun. Maria Kuberstein, Nieder-Ernau. Anton Kiegl, Weiz. Elisabeth Stiefelbauer, St. Valentin. Franz Grosse, Dehant, Schludenau. Josef Kollberger. Stefan Grotic, Schulinspektor, Barasdir. Matthäus Abbrechts, Rantweil. Peter Probst, Utendorf. P. Marian Wenger, Seitenster. R. R., Rantweil. Anna M. Louise Schmitz, Köln. Kath. Birgel, Rheinhausen. Anna Linnighaus, Warendorf. Karl Geile, M.-Glabach. Pfr. Engelsa, Dinklar. Hauptlehrer Dehmen, Cappellen. Hertha Maas, Köln. Herr Gondorf (Sohn), Metternich. Theresia Schenk, Heiligenfeld. Maria Marx, Köln. Rektor Jakob Bong, Köln. Heinrich Kleinschneider, Lette. Anna Bär und Herr Böcker, Essen. Anton Alois Kraus, Roetgen. Pauline de Rod, Vottrop. Anna Gertrud Brochhausen, geb. Ostermann, Eich. Katharina Weiser, Vottrop. Josef Mertensmeier, Essen. Bernhard Epping, Geiger. Ww. Josef Kremer, Osterath. Ww. Hermann Hausmann, Vorbeck. Frch. Jos. Brandenbergs, Justizrat, Neuf. Frau Heint. Blumentemper, Godesberg. Frau Pfister-Pfund, St. Gallen. Hans Stierli, Apotheker, Altdorf. Erzpriester Paul Stinner, Gramichg. Pfarrer Carolus Bludau, Aresollen. Antonie Gersner, Würzburg. Sebastian Schwarzmann, Pettstadt. Lidwina Winkler, Gundersingen. Kaver Buchberger, Altomünster. Maria Wirbel, Hirslingen. Constantin Frey, Pfarrer, Thalheim. Frau Major Braun, Sonthofen. Marg. Kempf, Pottenstein. Andreas Günther, Maibach. Thelma Aßberger, Griesbächerzell. Viktoria Schneider, Wöfingen. Fridolin Tröndle, Kogel. Joh. Adam Sturm, Dahlen. Antonie Schwarz, Neßelwang. Theres Ober, Altdorf. Franz Jos. Grein, Mondfeld. Mrs. Schmidt, Dabunne (Zowa). Katharina Mansfield, Nashville (Tenn.). Katharina Englert, Leonhard Eppig und Margaretha Eppig, Brooklyn (N.-Y.). Florena Hub, Buffalo (N.-Y.). Mr. Heimann, Clafin (Kan.).

Der Redakteur des Vergähmeinnicht bittet alle unsere geehrten Leser und Leserinnen um das Gebet für seine am 12. April l. J. in ihrem 92. Lebensjahre verstorbene Mutter Katharina Frey, und jagt dafür allen zum voraus ein recht herzliches „Vergelt's Gott!“ Namentlich aber erjucht er seine Hochw. Herren Confratres für die Verstorbene um ein Memento beim hl. Messopfer.

Strasburger Ferienpilgerzug nach Lourdes.

Vom 9. bis 19. August 1909.

Der diesjährige Strasburger Ferienpilgerzug fährt am 9. August von Strassburg nach Lourdes ab. Die Hinreise geht über Paris und Bordeaux, die Rückfahrt über Marseille und Lyon; in allen diesen Städten ist ein Aufenthalt von mehreren Stunden vorgesehen. In Lourdes selbst weilt der Zug vom 11. bis 16. August. Fahrtpreise: Billet III. Klasse: 60 Mk., Billet II. Klasse: 90 Mk., Billet I. Klasse 130 Mk. Anmeldungen oder einschlägige Anfragen sind zu richten an den Direktor des Strasburger Ferienpilgerzuges, Herrn L. Sig, geistl. Oberlehrer am Bischöfl. Gymnasium zu Strassburg i. Els., oder an Kaplan Pabst, Heimenfird, bayer. Allgäu, der ebenfalls ausführliche Programme versendet.

Exerzitien für Frauen und Fräulein werden in der Missionsanstalt der St. Petrus Claver-Sodalität „Maria Sorg“ bei Salzburg unter Leitung des hochw. P. Emil Volbert, S. J., vom 27.—31. August d. J. abgehalten. Der tägliche Pensionspreis beträgt K 2.—, bei Einzelzimmer K 4.—. Anmeldungen werden rechtzeitig erbeten: An die Leiterin von „Maria Sorg“, Post Kasern bei Salzburg. Maria Sorg ist vom Bahnhofe in Salzburg per Einspänner in $\frac{3}{4}$ Stunden zu erreichen. Der erste Vortrag ist Freitag, den 27. August um 5 Uhr abends. Man bittet erst am Nachmittage des 27. einzutreffen.

Mariannhiller Kalender pro 1910.

Der Kalender ist überaus reich an interessanten Erzählungen und steht auch, was Bilderschmuck anbelangt, in der vorderen Reihe der katholischen Kalender. Von den vielen Bildern nennen wir nur die der Zentrums-Abgeordneten des bayer. Landtages, „das Erdbebengebiet in Italien mit Karte“. Von den Erzählungen seien genannt: „Die beiden feindlichen Höfe“; „Das letzte Geldstück“; „Eine Heldin“; „Unbarmherzigkeit“; „Die geheimnisvolle Schrift“; „Die letzte Nachtwache“; „Das letzte Gericht“; „Eine Episode aus dem Schwedentrieg“.

Der Kalender ist von den im Vergähmeinnicht angegebenen Vertretungen zu beziehen und kostet für Deutschland 50 Pfg., für Oesterreich-Ungarn 60 Heller, für die Schweiz 65 cts.

Hilfs-Missionär der Mission Mariannhill ist jede Person, welche den Mariannhiller Kalender pro 1910 verbreitet, weil der Reingewinn zur Ausbreitung des heiligen Glaubens unter den heidnischen Völkern bestimmt ist. Die Verbreiter unseres Mariannhiller Kalenders nehmen als Wohltäter unserer Mission Anteil an den zwei, oft drei hl. Messen, welche in der Abteikirche zu Mariannhill täglich für die Wohltäter gelesen werden.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kopp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.